

SCHWÄBISCHE HEIMAT



4

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / AUGUST 1961



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Vertriebskennzeichen E 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1961

12. Jahrgang

Viertes Heft — Juli / August

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖIKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Neckarstraße 36; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Schloß Stetten mit Kocherstetten.

Aufnahme: Geißler-Brinzer

INHALT

Nach dem Wetter

Gedicht von Karl Weitbrecht 137

Von Harzern, Pechern und Köhlern
im Schwarzwald

Von Otto Feucht 138

Grenzsteine erzählen aus der Geschichte
des Albuch

Von Alfred Weiss 146

Wo stand die Burg von Schnait?

Von Adolf Bischoff 154

Hans Reyhing zum Gedächtnis

Von Karl Götz 155

Das Geheimnis eines Buches

Von Rudolf Schlauch 157

Buchbesprechungen 159

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 163

Nach dem Wetter

Grollend um des Berges Ecke
Zog das Wetter. Leise tropft es
Von den Dächern, von den Bäumen;
Von dem nahen Wald herüber
Kommt ein feuchtes, kühles Atmen –
Und die Schwalbe schießt schon wieder
Vor dem Fenster hin und her,
Windet sich im Bogenfluge
Durch der Giebel wirr Gedränge,
Da und dort blitzt ihr Gefieder
Leuchtend auf, wenn aus den Wolken
Zuckt hervor ein Sonnenstrahl.
Als die Donner oben rollten,
Als die grellen Blitze sprühten,
Als der Regen strömend rauschte,
Saß sie neben meinem Fenster,
Unters Dach gedrückt; zuweilen
Schweifte sie in kurzem Bogen
In den Wetterguß hinaus,
Und mit regenfeuchten Schwingen
Kehrte sie zurück und schmiegte
Still sich wieder in sich selbst.
Aber kaum, daß zornvergessen
Sich das Element besänftigt,
Fährt sie hin mit Jubellauten,
Schweift sie über Baum und Giebel
Leis betropft und sonngeküßt.
Kennst du dich, o Menschenseele,
Schwalbe du in des Geschickes
Übermächtigem, raschem Walten?

Karl Weidbrecht

Von Harzern, Pechern und Köhlern im Schwarzwald

Von Otto Feucht

Wer von unseren Lesern kennt nicht „Das kalte Herz“, eines der schönsten Märchen Wilhelm Hauffs, die Geschichte vom reichen Holländer-Michel und vom armen Kohlenmunkpeter, die im „Wirtshaus im Spessart“ erzählt wird? Das Holzhandeln nach Holland hat längst andere Formen angenommen und vom Ende der Flößerei ist in unserer Zeitschrift 1958 (Heft 6) erzählt worden. Aber die Nachkommen des Köhlers Peter gehen immer noch da und dort ihrem alten Gewerbe nach, und von ihnen soll heute die Rede sein. Zuvor aber soll von zwei anderen uralten Holzgewerben berichtet werden, vom Harzer und vom Pecher!

„Also findest du bey Ursprung des Wassers Murg, nemlich hinder Kniebiß, daß sich das Volck mit Harz-abläsen und klauben ernehret. Dann do findt man zwey oder drey Dörffer, deren einwoner alle jar 200 und etlich mehr zentner hartz von den Thanbäumen sammblen und gehn Straßburg zu verkaufen bringen“ – so lesen wir in der Kosmographie von Sebastian Münster 1544. – Das ist nicht die früheste Nachricht vom Harzen, die Harzrechte der Baiersbronner im herrschaftlichen Wald wurden schon durch die Harzordnung von 1520 geregelt, solche im Rippoldsauer Klosterwald schon 1492, und in diesen Regelungen dürfen wir wohl die ersten Versuche sehen, die längst ausgeübte Nutzung in geordnete Bahnen zu bringen. Aber die genannte Nachricht ist die erste, die erkennen läßt, welche Bäume geharzt wurden, die Weiß- oder die Rottannen, die Tannen oder die Fichten. Die harzreichen Forchen (Kiefern) konnten nicht gemeint sein, denn sie wurden schon immer als „Forren“ besonders benannt und nicht zu den Tannen gerechnet, überdies waren sie früher im Gebiet nicht so zahlreich wie heute. Nun ist das „Straßburger Terpentin“ ein sehr beehrter Handelsartikel gewesen, es kam aus den Vogesen und dort gab es noch keine Fichten, nur Weißtannen! Denn die Fichte hat, nach dem Abflauen der Eiszeiten, von Südosten kommend, gegen Westen den Rhein nur mit den allerersten Vorposten überschritten, während die von Südwesten eingewanderte Weißtanne über unsere Heimat hinaus noch weit nach Osten vorgedrungen ist! Die Tanne scheidet aus der Rinde der Gipfel oder der jungen Stangen in Blasen Terpentin aus, das sich wohl in Gefäßen auffangen, aber nicht „abläsen und klauben“ läßt, wie dies beim Wundharz der Fich-

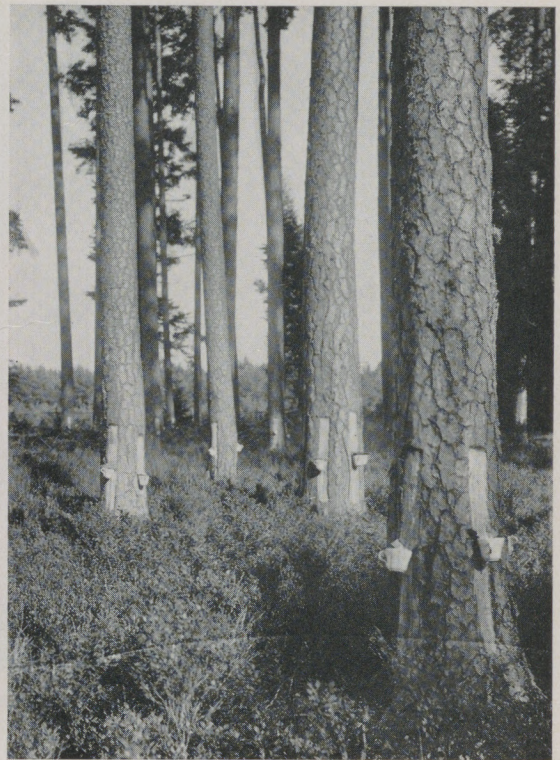
ten, wenn es eintrocknet („Scharharz“), ohne weiteres möglich ist. Die Fichte wird daher in alten Waldbeschreibungen auch ausdrücklich als „Harztanne“ bezeichnet.

Die naheliegende Frage, warum wir lediglich aus dem Gebiet Kniebis-Hornisgrinde Nachrichten über das Harzen finden, erklärt sich sehr einfach daraus, daß allein dort im ganzen Schwarzwald harzfähige Fichten in ausreichender Zahl vorhanden waren, denn sowohl weiter im Norden, um Herrenalb-Wildbad, wie im ganzen Süden hat die Fichte erst durch den Menschen die heutige Verbreitung erlangt. Zunächst wurde wohl das aus Stammwunden fließende Harz abgekratzt, dann ging man daran, künstliche Wunden zu schaffen, am Fuß der Stämme „Lachten“ aufzureißen, ins Holz reichende Streifen, in denen das Harz ausfloß und sich am Grund in eigens ausgehauenen Vertiefungen, den „Grandeln“ ansammelte. Daß dies den Bäumen schlecht bekam, da gerade der wertvollste Teil des Stammes entwertet wurde, und nach längerer Nutzung der ganze Baum kränkeln mußte, liegt auf der Hand. So begann schon im 17. Jahrhundert der Kampf gegen die Übergriffe der Harzer, gegen weitere Ausdehnung dieser Nutzung. Im Jahr 1617 wurde das Harzrecht für Baiersbronn eingeschränkt auf die „tieffen Thäler, Grinden und ohngelegenen Orte, daraus man das Holz sonst zu keinem anderen Nutzen bringen kann“, und hundert Jahre später, 1748, „gantz und gar verboten, abgethan und hinfüro nicht mehr geduldet, nemlich dergestalten, daß fürohin kein Unterthan einen neuen Baum anbrechen soll, sondern sich der angebrochenen Bäum allein mit Harzen gebrauchen solle“. Als Herzog Karl Eugen 1778 den ganzen württembergischen Schwarzwald durchritt, um die Möglichkeiten für den Holländer Holzhandel zu erkunden, da wird vom Ellbachwald vermerkt „er siehet sehr wild aus, und so viel man an dem ständigen Holz noch siehet, hat man wahrzunehmen gehabt, daß das Holz durchgehends altüberständig Holz ist, das von uralten Zeiten her durch das Harzen verderbt worden, daher auch in demselben nicht viel Holländerholz gehauen worden, weil die angeharzten Bäume selten zu dieser Qualität erwachsen“.

Aber das Harzen ließ sich nicht so leicht abstellen. Darüber lesen wir bei H. Hansjakob in seinem Bericht vom Leben des fürstenbergischen Forst-



1. Fichten mit altüberwallten Harzlachten. Hinterlangenbach.
Aufnahme Feucht 1909



2. Forchen mit Harzlachten. Oberreichenbach.
Aufnahme Feucht 1917

adjunkten Fürst, der um 1830 seinen Vorgänger ablöste, da er dem Dienst nicht mehr nachkommen konnte: „Die größte Sorge des Forstadjunkts waren die Harzfrevler auf dem Kniebis. Die Leute sind blutarm in dieser rauen Waldgegend. Die Wälder ringsum gehören der Herrschaft, und sie selbst haben nur ihre Strohhöhlen und um diese herum ein wenig Gras für ihre Kühe und Ziegen. Ihre Armut macht sie zu Harz- und Holzdieben, und ich bin der allerletzte, der ihnen deshalb zürnt oder einen Stein auf sie wirft.“

„Bevor ... Fürst im Revier war, gingen die Frevler in den finstersten Nächten und beim schlechtesten Wetter an die Arbeit; denn da, wußten sie, kommt der kranke Förster nicht ... Der Forstadjunkt ging aber alsbald gerade zu diesen Zeiten auf die Suche und hatte leicht finden, weil die Lichtlein der Harzer ihm den Weg zeigten. Doch das Knistern eines Reises, auf das er trat, machte die Lichtlein erlöschen, und aus wars mit dem Erwischen ...“
„Nachts, wenn die Sternlein über dem Kniebis standen, zündeten die Kniebiser im Wald Lichtlein an, jeder Mann eins, und dann zogen sie ins Dickicht wie eine Lichterprozession, suchten die angerissenen

Fichten auf und leerten deren Harzkanäle mittelst Kratzseisen, oder sie rissen neue, saftreiche Bäume an, um sie fürs Harzen vorzubereiten. Keine Sekunde aber waren sie sicher vor den Revierjägern, die mehr denn einmal die Flüchtigen anschossen. Das so mühsam gewonnene Harz verarbeiteten sie in stillen, unbeschränkten Stunden zu Terpentinöl, zu Wagenschmiere, zu Pech und zu Kienruß“ ... „Träfer nachts im Walde einen Trupp, der auf dem Heimweg war, so verhielt er sich mäusestill. Er folgte den Leuten unsichtbar und warf nur von Zeit zu Zeit kleine Steinchen in die nächtlichen Wanderer. Das wurde diesen nach einiger Zeit so unheimlich, daß sie glaubten, es sei etwas Ungerades oder der leibhaftige Gottseibeiuns in der Nähe. Wenn dann der Harzwächter noch plötzlich mit einer übermächtigen Drohstimme irgend ein Geisterwort losließ, warfen die Leute ihre Säcke ab und flohen blindlings. Er tappte er einen oder den anderen an Sonntagsmorgen, wo mit Vorliebe geharzt wurde, so transportierte er ihn, mit gespanntem Hahn ihm folgend, vor die Kirche drunten unterhalb des Bades, beim Klosterle, und da mußte er, mit seinem Harzsack beladen, stehen bleiben, bis die Leute aus dem Got-



3. Harzerinnen mit Dechsel, Reißer, Leiter usw. Oberreichenbach.

Aufnahme Harsch 1917

tesdienst kamen und den eigenartigen Sabbatschänder sahen.“

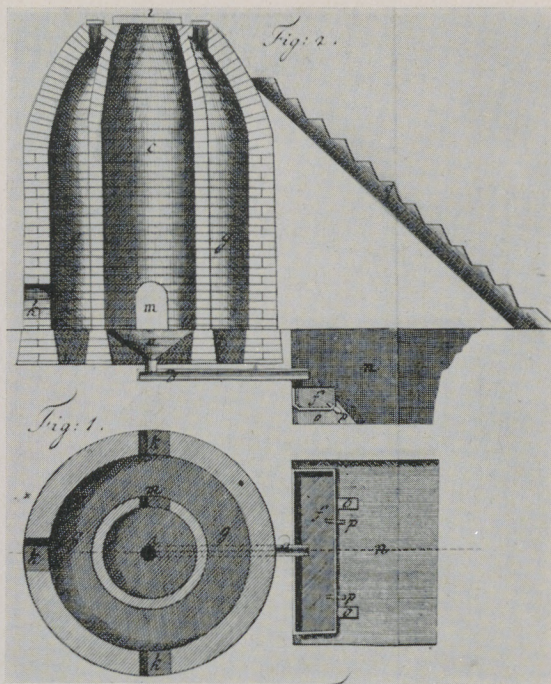
Doch allmählich ging das Harzen zu Ende. Als letzte Zeugen der einstigen Nutzung waren noch vor 50 Jahren an entlegenen Orten alte Fichten zu sehen, deren überwallte Lachten deutlich zu erkennen waren, so am Wildsee in der Schönmünz und bei Hinterlangenbach (Abb. 1). Die Einfuhr aus dem Ausland hatte die heimische Harznutzung zum Erliegen gebracht. Aber der Weltkrieg 1914 machte sie mit einem Schlage wieder lebendig. Denn die Hauptzeugnisse des Harzes, Terpentinöl und Kolophonium, waren schon im Frieden nicht zu entbehren, sie wurden für den Kriegsbedarf zur Bereitung neuzeitlicher Sprengstoffe u. dgl. erst recht unentbehrlich. So lebte das Harzen überall wieder auf, und zwar wurde jetzt durchweg die Forche (Kiefer = Kienföhre) herangezogen, deren Harzgehalt am meisten ausgibt. Erfahrene Harzer aber gab es nur noch in Niederösterreich, wo die Harznutzung der Schwarzkiefer nie ganz aufgehört hatte. So tauchten denn auch im Schwarzwald überall Versuche mit dem alten Verfahren auf: am Fuß alter Stämme, die kurz vor dem Einschlag standen, also nicht mehr im Holz geschädigt werden konnten, wurden an mehreren Stellen kurze Streifen bis auf den Splint mit Stemmeisen bloßgelegt, die „Lachten“, an deren Grund aber

keine „Grandeln“ mehr ausgemeißelt wurden, wie dies früher geschehen war, zum Schaden des Holzes, an denen vielmehr das abfließende Harz in Gefäßen aufgefangen wurde. Da eigens angepasste Gefäße nicht zur Verfügung standen, mußte man nehmen, was gerade zu haben war, und so kam es zu dem überraschenden Anblick rings um den Stamm befestigter Kaffeetassen, in die durch „schwalbennestartig“ angebrachte Blechstreifen das Harz geleitet wurde (Abb. 2). Gegen Regen wurden sie durch aufgelegte Borkestücke geschützt. Das Harz wurde regelmäßig gesammelt und der Harzfluß durch neue, mit dem „Dechsel“ erzeugte Wunden aufgefrischt, so hoch hinauf am Stamm, als mit kurzen Leitern erreicht werden konnte. Die Tassen wurden entsprechend höher gerückt.

Selbstverständlich wurden allerlei Versuche angestellt, den Ertrag zu steigern, den Schaden zu verkleinern, vor allem in Nordostdeutschland, dem Lande der Kiefern. Von solchen kam das „Risserverfahren“ auch zu uns: an dem von Borke entkleideten, „geröteten“ Stamm wurde mit dem „Risser“ (Reißhaken) ein senkrechter Riß eingerissen, von dem aus schräg nach beiden Seiten aufwärts weitere Risse ausliefen, die von Zeit zu Zeit durch gleichgerichtete weitere Risse gegen oben ergänzt wurden, so daß ein fischgrätenähnliches Muster entstand. Da



4. „Fischgrätenmuster“ an geharzten Forchen. Würzbach.
Aufnahme Feucht 1931



5. Salbe-Ofen im Murgtal. Aus Jägerschmid 1800.

die Männer unter Waffen standen, mußten zur Arbeit Frauen und Mädchen herangezogen werden (Abb. 3). Solche „Fischgräten“ waren da und dort noch nach Jahren zu sehen, nachdem das Harzen wieder erloschen war (Abb. 4).

Aber ist denn nun die Forche (Kiefer), die damals ausschließlich geharzt wurde, in den früheren Zeiten, die nur vom Fichtenharz wußten, überhaupt nicht ihres Harzgehalts wegen geschätzt worden? Das ist keineswegs der Fall! Wenn, wie berichtet, aus Fichtenharz u. a. Teeröl und Wagenschmiere (Karrensalbe) im kleinen bereitet wurde, so geschah solches in größerem Maßstab durch Destillation der durch ihren hohen Kiengehalt ausgezeichneten Forche, und zwar, nach Zerkleinerung des Holzes, vor allem des Stock- und Wurzelholzes in besonderen Öfen. Hierüber berichtet uns K. F. V. Jägerschmid in seiner Beschreibung des Murgtals um 1800:

„Ein besonderer Gegenstand der Waldbenutzung ist das Theerschweelen, oder wie man es in dieser Gegend nennt, das Schmierbrennen . . . Zuerst wird ein Blockhaus, aus übereinander gelegten Baumstämmen erbaut. Das Dach ist flach mit Schindeln belegt und diese mit Steinen beschwert und befestigt. Die Rizen zwischen den zusammengefügtten Blöken werden mit Moos verstopft . . . Es wird eine Vorrichtung zum

Kochen und vermittels eines Ofens von Lehm, zum Backen und zur Winterfeuerung getroffen. Die sehr kleinen und sparsam angebrachten Fensteröffnungen geben doch genugsam Licht, um die nöthigen häuslichen Geschäfte verrichten zu können. Dies ist der Palast, in welchem der Schweler gleichsam der menschlichen Gesellschaft entflohn, mit seiner Familie ruhig wohnt. Zufrieden und vergnügt durchlebt er die Zeit in seinem öden Raume; die frühe Dämmerung weckt ihn zur Arbeit und der in den Wipfeln hochständiger Tannen sich brechende bleiche Mondesschein kündigt Ruhe und Erholung seinen ermatteten Gliedern an. Oft fliehen mehrere Tage dahin, ehe er eine fremde menschliche Seele erblickt, und von der eingeschnittenen Hütte bahnt er sich mühsam einen Weg, um die zum Unterhalt auf eine Woche nöthigen Nahrungsmittel mit einem Gange herbeizuschaffen. So lebt der friedliche Waldbewohner, bloß von dem unterrichtet, was in seinem Wirkungskreis vorgeht, bloß das ihm interessant scheinend, was zur Zufriedenheit seines häuslichen Zirkels beiträgt. Neben der Hütte wird ein mit Reis bedeckter schlechter Schuppen angelegt, um dorten die Kienstöcke zu zerkleinern und aufzubewahren. Der – aus Backsteinen erbaute – Ofen, worin die Destillation vorgenommen wird, ist durch die erste und zweite Figur



6. Der Meiler wird aufgerichtet. Zwickgabel.

Aufnahme Feucht 1909

(Abb. 5) anschaulich gemacht.“ Fig. 1 stellt den Grundriß des Theerofens vor. Zwischen dem äußeren und inneren Thurm bemerkt man den Zwischenraum *gg*, der zur Feuerung bestimmt ist. *kk* sind Schürflöcher und am inneren Turm bei *m* ist ein Ausstrageloch angebracht; durch letzteres werden die verkohlten Kienstöcke herausgeschafft... Durch Fig. 2 ist der Durchschnitt des Ofens abgebildet... Um in jeder Woche eine Destillation zu vollenden, sind fünf Personen nöthig, welche einen und einen halben Klafter Kienstöcke auszugraben und zur Hütte zu bringen, zwei Tage Zeit brauchen... Am dritten Tag beschäftigen sich die Arbeiter mit dem Zerkleinern des Kienholzes..., am vierten Tage wird eingesetzt... Im Mantel des Ofens giebt man nun Feuer... nach Verfluß von dreimal 24 Stunden ist die Destillation geendet... Wenn anfänglich die Feuerung gegen 6 Stunden angehalten hat, zeigt sich in dem Troge ein braunrothes, säuerliches Wasser, welches unter dem Namen „Theerwasser“ bekannt ist und zum Schwellen der Häute beim Gerben des

Leders... gebraucht werden kann. Das zweite Produkt ist ein öliges Wesen, woraus... Kienöl erhalten werden kann; nach und nach wird die Materie dicker und von schwarzbrauner Farbe, zuletzt zähe und dunkler. Dieses Produkt ist die eigentliche Schmiere und wird durch Vermischung mit der öligten Substanz oder dem Kienöl zur Wagenschmiere brauchbar gemacht... Aus der allerzähesten Materie... kann man das harte schwarze Pech kochen... Vor dem Ofen holen Händler die Schmiere ab und verkaufen sie ins kleine. Das schwarze Pech hingegen wird in gros und kleinen Parthien an Kaufleute verschlossen. Die Kohlen, welche zurückbleiben, sind von besonderer Güte und finden genug Liebhaber.“

Die letzten Trümmer eines solchen Salbeofens, vermutlich eben dessen, den Jägerschmid beschrieben hat, sind heute noch im Murgtal oberhalb Klosterreichenbach, im Aiwald, zu sehen. Wie weit aber diese Anlagen zum Teerschwelen verbreitet waren, davon zeugen heute noch allerhand Waldnamen, die mit Teer, Salbe, Schmiere oder Pech zusammengesetzt sind, wozu auch der Becherberg bei Würzbach zu rechnen sein dürfte!

Harzer und Pecher sind verschwunden, doch der Köhler, der Kohlenbrenner, leistet heute noch seine Arbeit in der Urväter Weise. Ist er auch nur noch selten zu sehen, so lebt er um so lebhafter fort in alten Geschichten, in Märchen und Sagen und erscheint jedem, dem er noch begegnet, von Geheimnissen umwittert. Wie hat er gearbeitet und wie arbeitet er heute noch, um die Holzkohle herzustellen, die ihrer raschen und starken Erhitzung wegen immer noch begehrt ist?

Der Boden der Kohlplatte (Kohlstätte) soll möglichst eben, windgeschützt, locker und durchlässig sein, die Größe richtet sich nach der Größe des zu errichtenden Meilers, der meist gegen 20, höchstens gegen 80 Raummeter Holz enthalten soll. Alter Meilerboden ist am besten geeignet, neue Kohlstätten sind weniger geeignet als alte, längst im Gebrauch stehende. In der Mitte des Kreises wird um einen Pfahl aus im Dreieck gesteckten Stangen der Feuer-schacht senkrecht aufgerichtet, der „Quandel“, dessen Wände verflochten werden und der mit leicht brennbaren Stoffen angefüllt wird. Um diesen werden die meterlangen Scheiter oder Prügel möglichst senkrecht und dicht aufgestellt, über der unteren eine Zwischenlage waagrechter Hölzer, darüber eine obere Schicht, wie das Bild es erkennen läßt. Das alles muß samt der aufgesetzten Haube gut befestigt und alsdann abgedichtet werden, wozu Rasenstücke,



7. Der Meiler brennt, Oberlengenhardt.

Aufnahme Feucht 1910



8. Das Schürloch ist zum Nachfüllen geöffnet, Agenbach.

Aufnahme Feucht 1926



9. Das Schürloch wird wieder gedeckt. Agenbach.

Aufnahme Feucht 1926



10. Ein neues Rauchloch wird eingestoßen. Agenbach.

Aufnahme Feucht 1926



11. Der Meiler wird ausgezogen. Oberreichenbach.

Aufnahme Ziegler 1925

Moos, Tannenzweige, Farnkraut u. a. verwendet werden, auch Kohllöschboden, der von früheren Verkohlungen herrührt. Ist die Decke fertig, so kann der Quandelraum von oben angezündet werden, damit er langsam ausbrennt und die nötige Schwelhitze erzeugt (300 bis 400 Grad Celsius). Während die Glut hier erlischt, beginnt die Selbstverkohlung ohne Lichterscheinung, zunächst im angrenzenden Teil, steigt in die Höhe und breitet sich aus. Zur Prüfung und Lenkung des Fortschreitens werden durch die Decke bis zum Holz Löcher eingestoßen. Aus diesen „Rauchlöchern“ tritt Wasserdampf aus, aus dessen Färbung sich der Zustand offenbart. Wenn es „richtig geht“, der Rauch bläulich wird, mit beizendem Geruch, dann werden die oberen Löcher verstopft und dafür tiefer unten neue eingestoßen. Tritt weißer Rauch ganz unten aus, ist die Verkohlung abgeschlossen. Zur Auskühlung bleibt der Meiler noch einige Tage unberührt stehen, alsdann wird er „ausgezogen“, und zwar allmählich, damit keine neue Glut aufkommen kann. Kleine Meiler erfordern zum Ausbrennen eine Woche, große bis zu vier Wochen oder mehr, je nach dem Wetter. Solange sie in Brand stehen, müssen sie ständig bewacht werden,

damit jedes Ausbrechen des Feuers sofort bekämpft werden kann, darum muß auch in der Nähe immer Wasser zur Verfügung stehen. Beim Ausziehen werden die Stücke je nach Größe und Gebrauchswert sortiert, als Hüttenkohle, Schmiedkohle, Bügelkohle u. a., wovon die letztgenannte Sorte freilich heute kaum mehr gefragt ist, während die ersteren in der Metallurgie, vorab zum Schmelzen der Edelmetalle heute noch begehrt sind, weil die Holzkohle keinen Schwefel enthält. Aus diesem Grunde ist die Köhlerei in den Buchenwäldern der Ostalb im letzten Jahrzehnt sogar neu aufgeblüht, im Schurwald ist sie nie völlig erloschen (Baierack). In unserem Schwarzwald freilich meilert heute nur noch ein einziger Köhler, bei Enzklösterle, für den Bedarf der Pforzheimer Goldschmiede, wie seit uralten Zeiten!

O. Feucht, Zur Ausbreitung der Fichte im Nordschwarzwald. Mitt. des Vereins für forstliche Standortskunde Nr. 7, 1957 und Jahreshefte des Vereins f. vat. Naturkunde 1958. – Gayer-Fabrizius, Forstbenutzung, 11. Aufl. 1919. – H. Hansjakob, Der Fürst vom Teufelstein (in „Waldleute“, 1897). – K. F. V. Jägerschmid, Das Murgtal, besonders in Hinsicht auf Naturgeschichte und Statistik. Nürnberg 1800.

Grenzsteine erzählen

aus der

Geschichte des Albuch

Von Alfred Weiss

1. So sieht heute der Grenzstein an der historischen „Dreiländerecke“ beim Bargauer Kreuz aus. Links trägt der Stein das Ulmer Wappen (oben schraffiertes, unten nicht schraffiertes Feld). Sehr schlecht zu entziffern ist rechts unten die Jahreszahl 1787.



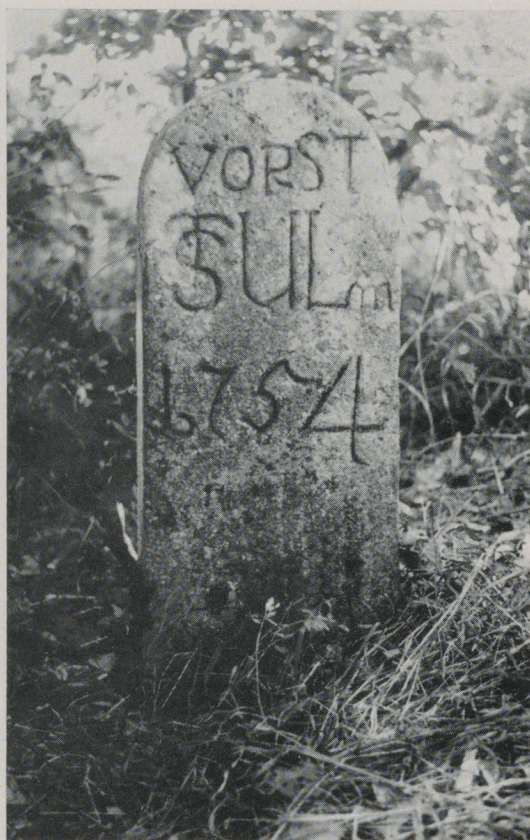
Wenn vom Albuch die Rede ist, denkt man in erster Linie an die großen, stillen, oft etwas düster anmutenden Forste, den von Felsen umgürteten und geheimnisvollen Höhlen durchzogenen Rosenstein und das Wental mit seinen die Phantasie anregenden Felsengestalten. Für die Erholung der gehetzten Menschen aus den Großstädten und Industriegebieten ist diese Landschaft wie geschaffen, um so mehr, als die industriellen Ballungsräume des Kocher- und Brenztals im Osten, des Remtals im Norden und auch des Filstals im Westen das Gebiet wie eine große Perlenkette einfassen. Kein Wunder, daß der Ruf nach einem Naturpark Albuch, in erster Linie im Sinne einer Oase der Ruhe, immer lauter wird. Früher hatte man hier andere Sorgen. So schildert Sebastian Münster vor 300 Jahren diesen Teil der Schwäbischen Alb folgendermaßen: „das Albuch ist ein birgig und ruch land, hat viel heyden und weld, holtz, viech, schefferey, vögel, wildbret, wenig korn und habern“.

Der Landschaftsschutz im heutigen Sinne spielte keine Rolle, Jagd und Viehweide dafür eine um so größere. Im Zusammenhang mit der Ausübung und

Wahrung des Jagdrechts und der Waldweide kam es im ausgehenden Mittelalter zu zahlreichen Grenzstreitigkeiten. Die Holznutzung selbst hatte keine so große Bedeutung wie die obengenannten „Nebennutzungen“. Am Wald wurde ohne Bedenken teilweise Raubbau betrieben, so vor allem als Folge des großen Holzbedarfs der in Königsbrunn errichteten Eisenhütte, die eine umfangreiche Köhlerei zur Folge hatte. Die Wälder sahen damals ganz anders aus als heute. Wie schon der Name sagt, war das Albuch ursprünglich ein reines Laubholzgebiet. Der Name „Buch“ beinhaltet nicht nur das Vorkommen der Rotbuche, sondern gemeinhin von Laubholz in Form immer holzärmer werdender, lichter Mittelwälder mit Eiche und Buche im Oberholz und Birke-, Aspe-Stockausschlägen. Doch wechselte die Holzartenzusammensetzung je nach Bodenverhältnissen. Erst im 19. Jahrhundert sind, verursacht durch die immer fühlbarer werdende Holzverknappung, die großen Fichten-Buchenforste der Gegenwart begründet worden. Vorher war das Nadelholz nur in sehr geringem Umfang vertreten und wurde 1656 erstmals erwähnt, als die Stadt Heubach für die Befrei-



2. Hoheitsgrenzstein zwischen Ulmer Forst und Gmünder Freipirsch (Gmünder Seite). Die ganze Hoheitsgrenze ist im 18. Jahrhundert durchnummeriert worden. Die Nummerierung beginnt am Bargauer Kreuz mit Nr. 1.



3. Die Ulmer Seite des Grenzsteins von Abb. 2, am Rande der Kitzinger Ebene neben dem Wanderweg zum Bargauer Horn stehend.

ung von der Leibeigenschaft 70 Jauchert Wald, „dem heyligen St. Ulrich zuständig“ (östlich des oberen Wentals) „das untere Stück am Looßbuch zwischen demselben und dem hochfürstlichen Thannenwäldchen“ an Württemberg verkaufte.

Kulturdenkmale besonderer Art, altherwürdige Zeugen der politischen Vergangenheit unserer Albuchwälder sind alte, bemooste Grenzsteine. Meist sind sie auffallend groß, von besonderer Form und teilweise mit schönen Wappen verziert. Mancher Wanderer bemüht sich, die Bedeutung der eingemeißelten Zahlen und Buchstaben zu entziffern. Oft genug ist die Verwitterung so stark vorangeschritten, daß dies nicht mehr möglich ist. So steht am Bargauer Kreuz unter einer alten Weidbuche ein großer Stein, dessen Inschriften fast nicht mehr entziffert werden können und über dessen Bedeutung wir nichts wüßten, hätte nicht der Rat Georg Gadner 1594 als „Beschreibung des löblichen Fürstentums Württemberg“ ein Kartenwerk gefertigt, auf dessen Blatt Nr. 11

„Haydenheimer Vorst“ dieser Stein mit der Jahreszahl 1587 eingezeichnet ist. So aber steht fest, daß dieser Stein der nordwestliche Eckpfeiler des Haydenheimer Forsts war, zugleich Grenze zwischen dem Ulmer Forst und der Gmünder freien Pürsch. Heute ist auf dem Stein lediglich noch die – wohl nachträglich eingemeißelte – Jahreszahl 1787 zu entziffern. Außerdem ist auf der Ostseite noch ein Hirschhorn zu erkennen, sowie Reste des Ulmer Wappens auf der Westseite (siehe Abb. 1).

Folgen wir dem Albsteilrand um das Bargauer Horn herum bis zur Kitzinger Ebene, so stoßen wir auf einen Grenzstein mit sehr gut erhaltener Inschrift. Auf der Talseite steht PVRSH Nr. 11 St. G. (Stadt Gmünd) und die Jahreszahl 1754, auf der anderen Seite VORST St. Ulm (Stadt Ulm) ebenfalls mit der Jahreszahl (Abb. 2 und 3).

Am Albvereinsweg zum Bernhardus steht zwischen Falkenberg und Zwerenberg ein hoher dreikantiger Stein, der leider schon erheblich beschädigt ist. Im



4. Hoheits- und Eigentumsgrenzstein mit dem Rechberger Wappen (zwei rückwärts gegeneinander gekehrte aufgerichtete Löwen mit verschlungenen Schwänzen) am Bargauer Horn – Bernhardus.

Gegensatz zum vorhergehenden Stein, der nur ein Hoheitsgrenzstein war, ist dieser zugleich Hoheits-, Markungs- und Eigentumsgrenzstein. Auf der abgebildeten Seite des Steins ist ganz oben die Forsthoheit angegeben (FV = Forst Ulm), darunter die – wohl nachträglich eingemeißelte – Hut Weißenstein und besonders schön das Rechberger Wappen als Eigentumskennzeichen (Abb. 4). Die Jahreszahl ist nicht eindeutig feststellbar (1710 oder 1716). Die beiden anderen Seiten des Steins tragen das Wappen der Stadt Gmünd (Einhorn) und des Hospitals Gmünd (Doppelkreuz).

Folgt man von dort weiter dem Albsteilrand – nicht dem Albvereinsweg – in Richtung Zwerenbergfelsen, warten auf den Wanderer noch eine ganze Anzahl alter, verschieden geformter Hoheits- und Eigentumsgrenzsteine. Die ältesten wurden im 16. Jahrhundert gesetzt, so auch ein Stein mit der Jahreszahl 1577, der an dem gelb markierten Albvereinsweg Falkenhöhle–Bibersohl–Wental zwischen Möhn-

hof und Rötenbach steht. Dieser Stein dürfte wohl der interessanteste in dieser Gegend sein. Er hat folgende Inschriften: Auf der Nordseite SG TRON und darüber ein Hirschhorn, auf der Südseite SV RET, auf der Westseite SG und auf der Ostseite die Jahreszahl. Der Stein grenzte den einst der Stadt Gmünd gehörenden Hof Trondel (heute Möhnhof) vom Hof Retenbach (Rötenbach) ab, der der Stadt Ulm gehörte. Das Hirschhorn ist erst später eingemeißelt worden, nachdem der Wald Kühholz (1577 noch nicht Wald) 1846 in den Besitz des Staates übergegangen war (Abb. 5 und 6).

Am Wanderweg von Lauterburg zum Rosenstein gelangt man zuerst in den Wald „Heubacher Loh“, der dem Freiherrn von Wöllwarth gehört. Die meisten Grenzsteine tragen den bekannten Halbmond. Verfolgt man aber die Grenze eingehender, so stößt man immer wieder auf Steine mit drei Hirschstangen. Im Jahre 1869 wurde nämlich dieser Wald von Württemberg an die Herren von Wöllwarth abgetauscht (Abb. 7).

Ein größeres Rätsel wird dem Heimatkundler am Südrand des der Stadt Heubach gehörenden Wald „Schorren“ entlang der Markungsgrenze bei den Kitzinghöfen aufgegeben. Es wechseln Steine mit dem Wappen der Stadt Heubach und Steine, auf denen ein Abtstab mit der Inschrift „SV“ eingemeißelt ist. Der Wald war bis in die Zeit des Dritten Reichs Eigentum der Evang. Kirchengemeinde Heubach und wird noch heute „Heiligenholz“ genannt. Was bedeutet jedoch der Abtstab? Darüber geben Aufzeichnungen von Pfarrer Jäger Auskunft, der um die letzte Jahrhundertwende in Heubach lebte. Aus diesen erfahren wir, daß 1342 der „dem heyligen St. Ulrich (SV = SU) zuständige“ Kirchsatz samt Waldungen dem Kloster Königsbronn verkauft wurde. Grenzsteine mit dem Abtstab stehen auch an der Grenze des Staatswalds Königsbronn im Trockental „Großer Brenzel“; nur ist dort die Inschrift „KB“ eingemeißelt (Abb. 8 u. 11).

Diese wenigen Beispiele mögen zu weiteren Untersuchungen der historischen Grenzen in den Albuchwäldern anregen. Die folgenden Ausführungen sollen in die Grundzüge der Eigentums- und Hoheitsrechtsgeschichte einführen.

Um das Jahr 1000 n. Chr. tritt der östliche Teil des Albuchs als Wildbann des Grafen von Dillingen in die Geschichte ein. Die Pfalzgrafen von Dillingen werden als Besitzer von Heubach mit dem Rosenstein, Lauterburg, Essingen und Aalen genannt. Der bekannteste Vertreter dieses Geschlechts war Bischof Ulrich, Sohn des Grafen Hupald von Dillingen, der



5. Alter Eigentums- und Markungsgrenzstein aus dem Jahre 1577 (SG = Stadt Gmünd, Tron = Trondel oder Trontal, alter Name für den heutigen Möhnhof) im Staatswald „Kühholz“.



6. Die Süd- und Ostseite des Grenzsteins von Abb. 5 (SV = Stadt Ulm, Ret = Retenbach, das heutige Röttenbach).



7. Herzogl. Württ. Grenzstein am „Heubacher Loh“ zwischen Lauterburg und Rosenstein.



8. Alter Eigentumsrenzstein am „Heiligenholz“ beim äußeren Möhnhof (SV = St. Ulrich).



9. Gadner'sche Karte des „Haydenhaimer Vorst“ 1585.

in der Schlacht auf dem Lechfeld im Jahre 955 maßgeblich am Sieg über die Ungarn beteiligt war und auch die „Afrakapelle“, später die „St. Ulrichskapelle“ – die heutige Ev. Pfarrkirche – in Heubach an der damaligen Durchgangsstraße von Lorch nach Augsburg bauen ließ. 1191 kam nach dem Aussterben der Pfalzgrafen das Erbe teilweise an die Hohenstaufen. Ein anderer Teil des Wildbanns fiel im 13. Jahrhundert durch Heirat an die Grafen von Helfenstein, die schon vorher im westlichen Teil des Albuchs die Jagdhoheit ausgeübt hatten. 1356 wurde

die Herrschaft Helfenstein in zwei Linien aufgeteilt. Die jüngere Linie erhielt das Gebiet östlich von einer Demarkationslinie, die von Gerstetten über Heuchstetten – Bibersol – Irrmannsweiler, je einschließlich verlief. Die ältere Linie bekam das Gebiet westlich davon. Den ganzen Besitz der älteren Linie kaufte 1396 die Stadt Ulm. Die jüngere Linie verkaufte 1448 Eigentum und Hoheitsrechte an die Grafen von Württemberg. 1450 kam dieser Besitz samt Wildbann durch Kauf an Bayern. 1504 erhielt Württemberg infolge des Pfälzer Krieges den ganzen



11. Eigentumsgrenzstein mit dem Wappen der Stadt Heubach beim äußeren Möhnhof.



12. Eigentumsgrenzstein mit dem Wappen der Stadt Schwäb. Gmünd, dem bekannten Einhorn, im Staatswald „Kühholz“.

sen worden. Da aber Übergriffe der Bauern immer wieder vorkamen, war der Wildbestand im Gebiet der freien Pürsch gering. Auch wegen der Äckerichs- und Wildobstnutzung kam es – wie eingangs erwähnt – an verschiedenen Orten zu Streitigkeiten.

Die letzte Beschreibung des Rechts der Bürschgenossen stammt aus dem Jahre 1714 wie folgt: „... die Stadt Gmünd und ihre Nachkommen, auch derselben Nachbauern, die von Adel, desgleichen die von Alen, und sonst männiglich, was Standes sei, das Waidwerk innehaben mögen ...“ Das Gebiet der „freye Bürst“ schloß nicht nur Gmünder, Aalener und ritterschaftliche Besitzungen (Rechberg, Wöllwarth, Adelman usw.), sondern auch Ellwangensche Orte, sowie das Kloster Lorch'sche Täferrot, das Fugger'sche Hüttlingen mit der Burg Niederalfingen und den württ. Besitz um Heubach ein.

Im Gegensatz zum Forst gab es keine forstlichen und jagdlichen Dienstbarkeiten für die Untertanen. Auch bestand kein Waldverbot zum Schutze des Wildes. Eine forstliche Gerichtsbarkeit stand den Freipürschberechtigten ebenfalls nicht zu.

2. Ulmer Forst

Im Ulmer Forst war ein Teil der Gmünder Bürger jagdberechtigt. Der größte Teil der Forsts war jedoch verpachtet. Die Herren von Wöllwarth hatten den Falkenberg und das angrenzende Kitzingfeld im 17. und 18. Jahrhundert als Gnadenjagd (Abb. 12). Bis 1638 gehörte ihnen Bartholomä eigentümlich. Zum Ulmer Forst gehörten ferner große Teile der Besitzungen der Freiherren und späteren Grafen von Rechberg, denen Ulm das Jagdrecht verpachtet hatte (letzter Pachtvertrag vom Jahre 1769), Gmünder Besitz beim Kitzinghof und verschiedene ritterschaftliche Orte (Eybach, Bissingen, Stetten u. a.), sowie Orte der Klöster Söflingen, Elchingen und Kaisheim). Der auf dem Albuch gelegene Teil des Ulmer Forsts war demnach nur ein erstaunlich weit nach Norden vorspringender Zipfel desselben, wenn man berücksichtigt, daß auch noch zahlreiche württembergische Orte der Herrschaft Hellenstein und der württembergischen Klosterämter Herbrechtingen, Anhausen und Königsbronn dazu gehörten.



13. Ölgemälde im Schloßchen Hohenroden von Maler Hofmann.
Das Wildschwein wurde erlegt von Johann Konrad v. Wöllwarth.

Die Stadt Ulm selbst besaß bei Bartholomä-Rötenbach den Kollmannswald und hatte in Rötenbach einen Forstknecht sitzen. Der Ulmische Forstmeister hatte seinen Sitz zuerst in Ravenstein, später in Altheim.

3. Heidenheimer Forst

Der Heidenheimer Forst gehörte den württembergischen Herzögen. In einer Beschreibung des Umritts führt Herzog Friedrich (1593–1608) aus: „So ist zum Bericht zu vermerckhen, daß die Herrschaft zu Haydenheim zu guettem Thail in bekhandtlichem Ulmischen Vorst gelegen. Zumthail aber hatt Württemberg dißsen Vorst in frembden Herrschaften, denen Grundt, Boden, Schlösser, Dörffer und Güeter, auch die Obrigkeit zuestendig. Alß Ellwangen dem Teutschen Orden, Öttingen, und der Pfalz Neuburg.“ Dieser Divergenz von Eigentums- und Hoheitsrechten trägt auch die Bemerkung auf der Gardner'schen Karte Rechnung: „Allhie erstreckt sich die Herrschaft Hellenstein mit etlichen iren zuegehörigen Flecken in den Ullmischen Vorst.“

Der Kern des Heidenheimer Forsts lag auf dem Härdsfeld und erstreckte sich vom Albrand bis an die Donau. Aus dem obigen herzoglichen Bericht entnehmen wir, daß die Herzöge auch Teile des Ulmer Forsts bejagden. Ferner wird eindeutig klargestellt, daß der Begriff Forst mit dem Eigentum nichts zu tun hat. Forst war also gleichbedeutend mit Wild-

bann; nicht einmal Gericht und Obrigkeit an den in fremdem Eigentum befindlichen Orten war eingeschlossen. Nur zur Jagd waren die Herzöge ausschließlich berechtigt, soweit sie nicht Teile ihres Wildbanns anderen Grundherren überlassen hatten. Aus einer Karte, die um 1700 gefertigt wurde und im Schloß Hohenroden hängt, entnehmen wir z. B., daß die Herren von Wöllwarth im nordöstlichen Teil des Albuchs zwischen Irrmannsweiler – Lauterburg – Essingen – Aalen – Oberkochen das Jagdrecht verliehen erhalten hatten, natürlich – was bei dem großen Aufwand der württembergischen Herzöge, insbesondere im 18. Jahrhundert, nicht wunder nimmt – gegen einen nicht unbeachtlichen Pacht-schilling. Wie wichtig das Jagdrecht damals war, beweist der Umstand, daß sogar größere Waldflächen an das Haus Württemberg verkauft wurden, um die Jagd halten zu können.

Zum Schluß soll noch ein kurzer Überblick über den Grenzverlauf der Hoheitsgebiete folgen:

Dort, wo die Bargauer Steige den Albsteilrand erreicht, berühren sich – wie schon oben erwähnt – alle drei Hoheitsgebiete. Von dort folgt die Grenze zwischen der Gmünder freien Pürsch und dem Ulmer Forst dem Albsteilrand nach Westen, früher die „Schlegelwelz“ genannt, um das Bargauer Horn herum wieder nach S und SW am Zwerenberg entlang zum Bernhardus und hinab zum Lauterursprung. Dann folgt sie über Weißenstein, Donzdorf bis zur

Mündung in die Fils der Lauter. Die Grenze zwischen dem Ulmer und Heidenheimer Forst verläuft, von dem großen Jagdstein beim Bargauer Kreuz ausgehend, nach SO und S bis an die Wald-Feldgrenze, biegt dann nach O ab, die Kitzinghöfe im S, den Möhnhof und Bartholomä im N liegenlassend, überquert das Wental beim Steinernen Meer, folgt dem Bibersoler Sträßchen, verläuft mitten durch Zang und folgt dann der Straße Zang-Heidenheim bis Heidenheim. Die Stadt Heidenheim gehörte zum Heidenheimer, Schloß Hellenstein zum „Ulmer Vorst“. Von da geht die Grenze das Brenztal abwärts bis zur Mündung in die Donau. Die Grenze zwischen der Gmünder freien Pürsch und dem Heidenheimer Forst schließlich folgt so ziemlich dem Albsteilrand vom Bargauer Kreuz nach Osten. Bis Essingen tragen die Steine die Inschrift „Forst und Bürsch“. Im Langert ist Hirschhorn und Aal und die Inschrift „FB“ eingemeißelt. Die Grenze überquert

zwischen Aalen und Unterkochen das Kochertal, verläuft auf dem Härdsfeld weiter über Birkhof, Himmlingen, Hohenaltingen nach Westhausen an die Jagst, wo die gemeinsame Grenze mit der freien Pürsch aufhört und sich der Öttingen'sche Wildbann anschließt. Die Ostgrenze des Heidenheimer Forsts verlief von Westhausen nach Aufhausen, dann über das Härdsfeld zum Egauursprung westlich von Neresheim. Von da folgte die Grenze der Egau bis Wittislingen, von wo sie der „Steinernen Straße“ entlang zur Brenzmündung zurückführt.

Quellen: Oberamtsbeschreibung von Schwäb. Gmünd. – Oberamtsbeschreibung von Aalen 1852. – Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 4. Heft Jahrg. 1955: Die Württ. Wildbänne und der Gadner'sche Forstatlas v. Forstmeister Ernst Kreuser, Lichtenstern. – Blätter des Schwäb. Albvereins, 51. Jahrg. 1939 Nr. 7: Zur Forstgeschichte des Albuchs, besonders des westl. Teils v. Oberforstrat R. Lohrmann. – Geschichte der St. Ulrichs-kirche in Heubach v. Pfarrer Jäger (unveröffentlicht).

Wo stand die Burg von Schnait?

Von Adolf Bischoff

Nur wenige von denen, die Schnait im Remstal kennen, wissen auch, daß dort einst, abgesehen von den drei noch vorhandenen Schloßchen, eine Burg stand. Und bis vor kurzem konnte auch niemand sagen, an welcher Stelle sie stand, denn die mündliche Überlieferung ist ganz erloschen, und keine Urkunde sagt etwas Genaues darüber aus. Vergleicht man nun aber das, was schriftliche Überlieferungen hierzu aussagen, mit dem, was in dieser Hinsicht örtlich und aus der Flurkarte zu erkennen ist, so weist all das zusammen eindeutig auf eine bestimmte Stelle hin, und es ergibt sich über die einstige Lage der Burg eine Wahrscheinlichkeit, die als Bestimmtheit gelten kann: Die wichtigste Urkunde über das einstige Vorhandensein der Burg ist ein im Landesarchiv noch vorhandener Bericht aus dem Jahre 1535, den das damalige Amt in Schorndorf an Herzog Ulrich nach Stuttgart sandte. Aus diesem Bericht geht aber auch hervor, daß die Burg damals bereits zerfallen war und ihre Mauern abgetragen waren und daß sich an ihrer Stelle eine Wiese befand. Über die Lage der Burg ist dort nur gesagt „Ob Schnait“. Genaueres erfahren wir dagegen aus der im Jahre 1851 verfaßten Schorndorfer Oberamtsbeschreibung. Dort heißt es: „Oberhalb Schnait gegen Baach stand eine Burg.“ Und in dem von Lehrer Rieder im Jahre 1881 herausgegebenen Büchlein über

Schnait ist zu lesen, daß die Burg „an der Straße gegen Baach“ gestanden hat. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß in beiden Fällen zuverlässige Quellen zur Verfügung standen, so wie dies auch der Fall gewesen sein muß, als Archivar Erich Rummel sein Buch über die Kieserschen Forstkarten verfaßte, in dem über die Burg gesagt ist, daß sie „am Ortsausgang gegen Baach“ gestanden hat. Hierbei ist zu bedenken, daß in der Zeit, aus der dieser Ausdruck stammt, der Ortsausgang dort war, wo jetzt das „Große Haus“ steht.

Nun sagt aber auch die aus unvordenklicher Zeit stammende Bezeichnung dieses Hauses etwas aus. Hier handelt es sich um ein Haus, das größer und in anderer Art gebaut worden ist als die übrigen Häuser des Dorfes, und es ist wahrscheinlich, daß es von einem der Adelsgeschlechter, die im Dorfe ihren Sitz hatten, erbaut wurde, und zwar vermutlich von denen von Geißberg, denen ja bekanntlich auch die drei noch vorhandenen Schloßchen gehört hatten und in deren Besitz auch die ehemalige Burg von den Dürnern von Dürnau überwechselte, so wie dies auch in der Oberamtsbeschreibung zum Ausdruck gebracht ist. Sieht man nun den Verlauf der Grundstücksgrenzen dieses Gebiets in der Flurkarte an, so erkennt man, daß sich dort eine bestimmte Grundfläche heraushebt, die einst von Orts-



Ausschnitt aus der Flurkarte von Schnait

wegen umgangen wurde und auf der auch das „Große Haus“ steht, und zweifellos stand die Burg einst auf dieser Grundfläche.

Weiter ist zu erkennen, daß die heutige Ortsstraße, die dort verläuft, erst in verhältnismäßig später Zeit durch das „Burggrundstück“ hindurchgeführt wurde.

Auf die Frage, warum diese Burg wohl gerade an dieser Stelle erbaut worden ist, sei gesagt, daß einer der Hauptgründe dafür gewesen sein dürfte, daß in unmittelbarer Nähe eine gute Quelle entspringt, die jetzt allerdings nicht mehr sichtbar ist, da sie infolge Durchführung von Kanalarbeiten unterirdisch abfließt.

Hans Reyhing zum Gedächtnis

Am Samstag, dem 1. Juli, ist in Ulm der schwäbische Schriftsteller Hans Reyhing im 79. Lebensjahr gestorben. Bis zuletzt war der fleißige Erzähler, der landauf, landab beliebte Redner, der rüstige Wanderer, am Werk und unterwegs. Er hatte eben den Jahrgang 1962 des von ihm seit 40 Jahren herausgegebenen „Schwäbischen Heimatkalenders“ abgeschlossen. Für diesen Jahrgang hatten ihm führende Männer des öffentlichen Lebens in Schwaben, an der Spitze Altbundespräsident Prof. Dr. Heuss, Freunde und Mitarbeiter mit Gruß- und Dankesworten für sein reiches Lebenswerk einen schönen Geburtstagsstrauß gewunden. Dieser Strauß ist nun zum letzten Gruß an den verdienstvollen Mann geworden. Noch vor wenigen Wochen hat er da und dort im Land aus seinen

Büchern vorgelesen, vor allem beim Schwäbischen Albverein. Am Freitag, dem 30. Juni, mußte der plötzlich bewußtlos Gewordene ins Ulmer Krankenhaus gebracht werden, wo er, ohne das Bewußtsein nochmals zu erlangen, am Samstagnachmittag verstorben ist. Er wurde in Bernloch bei Münsingen, seinem geliebten Heimatdorf, dessen Ehrenbürger er war, zur letzten Ruhe bestattet.

Mit diesem kenntnisreichen, erfahrenen schwäbischen Heimat- und Volksforscher, mit diesem fleißigen Erzähler, diesem frohen, rüstigen Wandersmann, diesem grundgütigen Menschen ist einer der treuesten Söhne unseres Schwabenvolkes von uns gegangen und mit ihm ein Stück Altwürttemberg. Die Liebe und Hochschätzung, deren sich Hans Reyhing landauf, landab erfreut hat,

kam an seinem Grab in überwältigender Weise zum Ausdruck. Es sprachen nach dem Geistlichen der Bürgermeister und andere Männer der Gemeinde Bernloch, Vertreter des Schwäbischen Albvereins, dem er 60 Jahre lang angehörte und diente, seines Donau-Blau-Gaues, der Ortsgruppe Ulm und anderer Gruppen, der Albvereinsjugend, des Schwäbischen Heimatbundes, dessen Ehrenmitglied er war, des Verlags Kohlhammer, des Landesstudios Tübingen des Südwestfunks, des Süddeutschen Rundfunks, der Stadt Urach und des Uracher Schäferlaufspiels, der schwäbischen Dichter, Schriftsteller und Freunde.

Hans Reyhing wurde am 1. Oktober 1882 als Kind kleiner Bauersleute in Bernloch bei Münsingen geboren. Nach dem Besuch der dortigen Volksschule war er von 1896 bis 1901 im Lehrerseminar in Nagold, dann als Lehrer in Neuhausen an der Erms, in Blaubeuren, Neckartailfingen, Stuttgart-Gaisburg, von 1908 bis 1919 an der Mädchenmittelschule in Ulm. Von 1919 bis 1937 war er Leiter der Heimatabteilung des von dem verstorbenen Kultusminister Theodor Bäuerle gegründeten und geleiteten, von Robert Bosch maßgeblich geförderten Vereins zur Förderung der Volksbildung, daneben von 1919 bis 1933 Leiter der Ulmer Volkshochschule.

Dankbar und bewundernd steht man vor dem großen heimat- und volkskundlichen Lebenswerk Hans Reyhings. Seit 1920 gab er den Schwäbischen Heimatkalender als ein beispielhaftes schwäbisches Hausbuch heraus. Von Reyhings Zeitungsbeilage „Unsere Heimat“, die den meisten württembergischen Kreiszeitungen beilag, erschienen 16 Jahrgänge, die auch als Jahrbücher herauskamen. Sie sind eine Fundgrube heimatkundlicher Belehrung und Unterhaltung. Was „Unsere Heimat“ für Württemberg war, war die „Deutsche Glocke“ für ganz Deutschland. 1925 erschien das Buch „Albheimat“, ein Buch von Land und Leuten der Schwäbischen Alb. Mit August Lämmle zusammen gab Reyhing „Das Herz der Heimat“ heraus, als „eine Aussteuer aus dem schwäbischen Hausbuch für unsere Söhne und Töchter daheim und draußen“. Schon 1923 war das Buch „Rund um Tübingen“ erschienen. Seit jenem Jahr ist in Urach Reyhings Heimatspiel „D' Schäferlies“ bleibender Bestandteil des dortigen Schäferlaufs. In Kirchheim spielen sie seinen „Vogt von Kirchheim“.

Daneben steht ein reiches erzählerisches Lebenswerk. 1917 erschienen die „Burrenhardter Leut“. Es folgten die heiteren Albgeschichten „Sommerjohanni“, die Erzählungen „Brachland“, unter dem Titel „Der Morgen“ die Geschichten aus Kindheit und Jugend, dann die Novelle „Am Herzen von Ulm“, die Romane „Der Väter Gut“, „Der Hülenbauer“, „Der Klausenhof“ und „Der tausend-

jährige Acker“, zum 70. Geburtstag erschien das köstliche Erinnerungsbuch „Ein Tor geht auf“. Zwei Jahre später kam der große Landschafts- und Wanderroman „Die Stunde ist da“. Im letzten Jahr kam noch der Band köstlicher, „unbeschwerter Liebesgeschichten“: „Die Verlobung im Urwald“. Zu seiner besonderen Freude durfte Hans Reyhing das Wiedererscheinen seines Romans vom tausendjährigen Acker und der ihn bebauenden und um ihn kämpfenden Menschen in drei Bänden noch erleben. In diesem Volksroman wird die ganze schwäbische Volksgeschichte als breiter Hintergrund lebendig. Der erste Band „Solange die Erde steht“ reicht von der Rodungszeit vor dem Ungarnsturm von 955 bis in die Zeit des Grafen Eberhard im Bart. Der zweite Band „Die Familienbibel“ erzählt die Schicksale des Ackers, der Menschen um ihn und die Geschichte des ganzen Dorfes über die Zeit der Reformation, des Bauernkrieges, des 30jährigen Krieges hin bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Der letzte Band setzt die Geschichten und die Geschichtsschreibung fort bis in unsere Zeit.

Hans Reyhing schrieb einmal: „Schauplatz fast aller meiner Erzählungen und Romane ist mein Heimatdorf Bernloch, seine Häuser und seine Gassen, seine Fluren und Wälder, seine Äcker und Wiesen und Weiden in dem wundersamen Ablauf des Jahres mit den vielgestaltigen bäuerlichen Hantierungen und ihren Lebensantrieben, die aus der natürlichen und seelischen Quelle des Urtümlichen kommen. Die in diesen Geschichten handelnden Personen sind freilich nur zu einem sehr kleinen Teil persönlich über die Fluren dieses Albdorfes geschritten und durch seine Gassen hingegangen. Aber sie sind alle aus der natürlichen und seelischen Lebenslage des Dorfes geboren, aus der ich ja selbst komme, gewissermaßen aus der geistigen und seelischen Luft, aus der ich atme mein Leben lang.“

Dort ruht er nun, so, wie er es sich in einem seiner Gedichte gewünscht hat:

„Und wieder hat die Heimat mich
so wundersam umfassen,
als hätten viele Arme sich
geöffnet voll Verlangen.
Und tausend Geister streicheln mir
so lind und leis die Wangen.
Ich schließ' die Augen, weil mir hier
der Himmel aufgegangen.
Und tausend Glocken tönen nun
in glückverwornem Klingen ...
So möcht' ich in der Heimat ruhn,
wenn ihre Stimmen singen.“

Karl Götz

Das Geheimnis eines Buches

Von Rudolf Schlauch

Von den Tausenden, die alljährlich als Feriengäste und Besucher ins Hohenloher Land kommen, fragen weitaus die meisten auch heute noch nach Agnes Günther und ihrem Buch. Sie erwandern die Burgen des Romans und suchen dort die Schauplätze zu entdecken, die Agnes Günther so landschaftsgebunden geschildert hat. Ein Beweis also, daß nicht nur in den steigenden Auflageziffern, sondern auch im Nacherleben die starke Wirkung des Buches weitergeht.

Die Wirkung eines literarischen Werkes hängt natürlich aufs engste mit der Persönlichkeit und dem Können des Autors zusammen. Hängt davon ab, wie es dem Verfasser gelingt, dem Werke „Seele“ zu verleihen und dadurch den Weg zum Herzen der Leser zu finden. Das dürfte das Geheimnis des großen Erfolges des Agnes Güntherschen Buches sein, daß es nicht mit Routine oder nicht nach Schema und Konstruktion geschrieben, sondern ein Werk der Intuition und Ausdruck einer edlen Seele ist.

Und so wird Agnes Günther auch von allen, die sie hier noch erlebt haben, geschildert, als eine vornehme, großzügige, geistvolle Frau, von der man sagte, daß keiner unbeschenkt von ihr fortging. Keiner ebenso, der ihr Buch liest, legt es unbeschenkt aus der Hand.

Agnes Günther, 1863 in Stuttgart geboren, wächst heraus aus der Tradition eines in der damaligen Zeit unerhört reichen geistigen Lebens der schwäbischen Landeshauptstadt. Auf religiösem Gebiet war der Dichter und lyrische Prediger Karl Gerok und der aus ebenso alter Familie wie Agnes Breuning, stammende Prälat Kapff für ihre innere Entwicklung richtungweisend; Uhlands geschichtliche Dramen wurden gelesen, Kerners umstrittene Seherin von Prevorst erregte damals die Gemüter, David Friedrich Strauß und Theodor Vischer beschäftigten mit ihren Büchern die Gebildeten und Mörike war Lehrer am Katharinenstift. Und gerade Mörike beeinflusste schon im Kindesalter Agnes aufs nachdrücklichste. Sein Freund Hartlaub las ihr bei Besuchen auf der Stöckenburg Mörikes Gedichte vor und die Sehnsucht nach „Orplid dem Land, das ferne leuchtet“ war die romantische Lebenssehnsucht des Mädchens Agnes. Die Bildungsmöglichkeiten der großen Welt, nämlich Genf und London, die damals den wohlhabenden Familien offenstanden, gaben der vorher in den Märchen der Dichtung eingesponnenen jungen Dame den Horizont einer umfassenden Bildung, französisch und englisch beherrschte

sie leicht und in London, woher ihre Mutter stammte, verkehrte sie in großen Häusern.

Der Tod ihres geliebten Vaters, der schon als Zweunddreißigjähriger starb, gab ihrem Leben früh den Akzent des Ernstes und der Schwere. Dazu kam, daß sie schon zarter Konstitution von Jugend auf war.

Die Verlobung mit dem Theologen und Dozenten Dr. Rudolf Günther im Jahre 1887 brachte für Agnes eine Zeit innigen Glücks. Aus dieser Zeit sind auch die ersten literarischen Zeugnisse überliefert, die sie in ihren Brautbriefen hinterlassen hat. Es spricht schon die spätere Dichterin aus den Zeilen, wie etwa den folgenden: „O, wenn Du wüßtest, wie ich mich gesehnt habe nach einer Seele, der ich etwas sein könnte, und wie ich gefürchtet habe, es werde dies innige Verlangen ungestillt bleiben und müsse damit der bessere Teil meines Wesens erstickt werden von den Ranken der Selbstsucht, so würdest Du noch mehr begreifen, wie dankbar ich für mein großes Glück bin!“

Knapp vier Jahre lang sind die Neuvermählten im Pfarramt Blaubeuren und Agnes kann den entzückenden Geschichten vom Hutzelmännlein und der schönen Lau nachträumen, bis dem Idyll am Blautopf im Jahre 1891 ein anderes folgt, nämlich das in Langenburg. Rudolf Günther wird dort Dekan, die Familie zieht in das alte, enge, aber gemütliche Haus am Markt ein und Agnes ist sofort von Land und Leuten, von der ganzen Atmosphäre und von dem Blick, den sie von ihrem Haus ins Tal und über das Land hinweg hat, verzaubert. Ihr Mann, mehr Wissenschaftler als Praktiker, arbeitet in den alten Chroniken, im „Wibel“ und den Urkunden, die reichlich vorhanden sind, erzählt seiner Frau davon und gibt ein profundes Werklein heraus über das „Kirchliche Leben in Langenburg“. Aus dieser Arbeit, aus dem Wandern und Schauen in Schloß, Burgen und Wäldern, aus dem Plaudern mit den liebenswerten Menschen des Landes wachsen nun der Dichterin unbewußt die Gestalten und die Umgebung ihres späteren Buches zu. Der „Märt“ und das „Nährölein“, die „Frau Scheiterlein“ und der liberale, verständige Hofprediger, der ja ihr Mann ist, sind nicht erfunden, sondern gesehen. Das „Nixenbad“ und das „Wach“, der „Weihnachtswald“ und die „Reiherhalde“, die vielen Räume, Winkel, Gänge und Türme der Schlösser, die immer wieder beschrieben sind, sind nicht gesucht, sondern vorhanden. Und keine Seite des Buches ist ohne irgendeine Beziehung oder einen Hinweis auf das Land, das Städtlein

und seine Menschen. Niemand ahnte damals in Langenburg, ja nicht einmal in ihrer eigenen Familie, daß sich das Land, in dem Agnes Günther (die auch als Frau stets etwas Mädchenhaftes, Verträumtes behielt) lebte und weilte, zum Schauplatz eines großen Buches verdichten würde.

Nun greift, wie sie es sieht, recht früh und recht entscheidend Gott in ihr junges Leben ein: Der „Engel Leiden“, so nennt sie ihn, ist ab 1902 ihr ständiger Begleiter, verstrickt in den „Schleier der Gisela“ muß sie die Last ihres Leidens tragen, das die Ärzte schon bald als unheilbar erkannt hatten. Sie fährt an die Riviera zur Erholung und hier, unter den Palmen des Südens wird das Heimweh und die Sehnsucht nach dem Bergstädtchen so stark, daß all das Gesehene und Gelebte Gestalt gewinnt, daß aus den alten Chroniken und Berichten des Dreißigjährigen Krieges und des 17. und teilweise auch 18. Jahrhunderts, die sie durch die Arbeit ihres Mannes kennengelernt hatte, die Personen und Geschehnisse des Buches sich auf dem Hintergrund ihres Waldburgenlandes abzuzeichnen beginnen und daß sie nun die Feder zur Hand nimmt. Es ist kein Schreiben in des Wortes üblichem Sinn, „es kommt alles von der eigentümlichen Art der Inspiration her, die mich überfallen hat. Ich sehe mit meinen Augen vielleicht den Bruchteil einer Sekunde die allerseltsamsten Dinge sich vor mir ereignen. Ich will nicht, aber ich muß. Es ist entsetzlich und nicht zu beschreiben, was ich dabei leide. Dann ist etwas da, eine Folge, ohne Zusammenhang, ohne Sinn und ich versuche nun, sie zu einem Bild zu machen.“

So schreibt sie, so ist sie, man würde im religiösen Sprachgebrauch sagen: „Sie hat Gesichte“ und praktisch ist ja auch das Buch von dieser merkwürdigen Zwielichtigkeit gestaltet. Alle, welche die Dichterin kannten, bestätigen die Eigenartigkeit, das Einmalige ihres Wesens und Seins. Dabei ist sie durchaus nicht einspännig, kontaktilos, sie ist gesellig, fühlt sich in der großen, fashionablen Welt der Riviera und später in Davos durchaus wohl. Sie hat viele Gäste, ihrer glänzenden Unterhaltungsgabe wegen ist sie überall in Gesellschaften geliebt und begehrt, aber die Bezirke ihres inneren Lebens und Schauens sind niemand zugänglich.

Das alles, die große Welt der Gesellschaft, das kleine Leben der Leute in den Tagelöhnerhäusern und Bauernhöfen, ihr eigenes Leidensschicksal und ihren starken, trostvollen Glauben, die Geschichten aus alten Chroniken und die alten Märchen vom Schneewittchen, der bösen Königin und dem Prinzen, der das Dornröschen erlöst, verwebt sie zu einem großen, bunten Handlungsgemälde, in dem die kleinen Miniaturen der liebevollsten Landschaftsschilderung dem Ganzen die Lichter geben. Eines muß jedoch in aller Deutlichkeit gesagt werden: In dem Buch einen Schlüsselroman zu sehen, wäre absurd, denn die Handlung, im Film oft verkitscht und banalisiert, ist frei erfunden, sie hat sich nie auf dem vom Buch gesteckten Hintergrund, auch in früheren

Zeiten nicht, ereignet. Für Agnes Günther war die Handlung auch nur das äußere Gerippe, an dem sich die autobiographische Darstellung ihres eigenen Leidens, Kämpfens und Überwindens; vor allem die Schilderung ihres starken, fröhlichen Glaubens in der Gestalt des „Seelchens“ verwirklichen ließ.

Daß zu einer geprägten Persönlichkeit auch ein ausgeprägtes, unverbildetes Können kommt, beweist Agnes Günther in einem Drama, dessen Stoff sie neben dem Seelchen-Stoff in sich trug und im Jahre 1906, kurz vor der Übersiedlung nach Marburg, fertigstellte und im Theatersaal des Schlosses zur Aufführung bringen konnte: „Von der Hexe, die eine Heilige war.“ Das Drama, wenig bekannt, packt den Leser durch Dramatik, Dialoge, Symbolik und Handlung und zeigt, daß die Kunst der Menschen- und Seelenschilderung der Dichterin in hohem Maße eigen war.

Mit zunehmenden Krankheitsbeschwerden, die von Marburg aus, wohin Dr. Günther als Professor berufen wurde, immer wieder Kuren nötig machten, wurde der Dichterin die Notwendigkeit klar, mit der Ausführung des Romanprojekts nicht mehr zu zögern: Ihr Schreiben wurde ein Wettlauf mit dem Tode. Sie kehrte wieder, im Jahre 1909, nach Hohenlohe ins befreundete Pfarrhaus von Herrentierbach zurück, dort schrieb sie mit letzter Aufopferung die Hauptkapitel des Romans nieder, weil sie nur hier in der Aura des Landes dies so konnte. Acht Tage vor ihrem Tode entstand dann das bemerkenswerteste Kapitel des Buches, „das Oratorium“. Den Adel ihres Leidens, den Reichtum ihrer Seele, die ganz den letzten Geheimnissen hingegeben war, zeigt jede Zeile dieser späten, von den lichten Schleiern umgebenen Teilen ihres Buches.

Viel überlegen-lächelnde Ablehnung und Kritik hat ihr Buch erfahren. Jeder Literat und Kritiker, der einigermaßen auf sich hielt, sprach von „Gartenlaube“, von „süßlicher Unerträglichkeit“ und wie die Urteile lauteten. Es wurde eigentlich nie von der offiziellen Literaturkritik anerkannt, es war schon unmodern, als es erschien. Trotzdem überdauerte es zwei Weltkriege, mit denen ja eine radikale Umwertung aller künstlerischen Werte verbunden war, trotzdem wird das Buch wieder gedruckt, gekauft, gelesen und, wer es mit Ernst tut, wenn er auch noch so kritisch sein will, wird von der Aussage des Buches gepackt. Agnes Günther hat mit den Wundern, mit dem Durchblick durch die Dinge, den sie hatte, ihr Buch gefüllt bis zum Rande – und deshalb ist es vielleicht ein kleines, nicht erklärbares Wunder, daß dies Buch seine Gültigkeit als Bekenntnisbuch religiöser Innigkeit behält.

Hier jedoch, in Langenburg, da es erlebt und entstanden ist, ist es ein Heimatbuch, wie es kein Ort in der ganzen weiten Welt in dieser Form aufzuweisen hat. Ein Heimatbuch, aus dem ein verständiger Leser die von einer Dichterin verschlüsselten Geheimnisse dieser Landschaft, ihrer Seele und ihrer Geschichte herauslesen kann.

Vorarlberg – Landschaft, Kultur, Industrie, hrsg. von Friedrich Metz, Jan Thorbecke-Verlag Lindau, 1960, DM 15.60.

Wenn das Alemannische Institut in Freiburg i. Br. durch Prof. Fr. Metz ein Werk über Vorarlberg herausgibt, so darf man erwarten, daß dies vom umfassend landeskundlichen Blickpunkt aus geschieht. Dies ist der Fall, sofern dies eben auf dem Weg von Einzelbeiträgen namhafter Fachwissenschaftler – deren jeder zu seinem Thema spricht – möglich war; eine Arbeit durch einen umfassend gebildeten Landeskundler von der Art des Herausgebers wäre vorzuziehen gewesen. Das Verweben von Faden und Schuß zum Gesamtmuster, die Beziehung von natürlich landschaftlichen, geschichtlichen, kulturellen und künstlerischen dazu volkstümlichen Faktoren aufeinander und zum Ganzen bleibt, als höchst anregende Tätigkeit, somit dem Leser überlassen. Diesem wird dabei deutlich, daß Vorarlberg auf Grund der Offenheit seiner natürlichen Grenzen vor allem nach Norden und Süden ein Land vielfacher Begegnungen sein mußte, in seinem Bergland freilich einen festen Stock anverwandten heimischen Kulturgutes besaß. Zu den rätomanischen – weiter zurück illyrischen – und alemannischen Bevölkerungselementen kommt im 14. Jahrhundert das walsische. Die politische Geschichte bringt die übliche Entwicklung vom fränkischen Reichshof- und Reichskirchensystem zur Grafschaftsverfassung unter Auflösung in die Herrschaften einzelner Dynastengeschlechter, welche die Grafen von Bregenz überragen, und das dazugehörige Feudalwesen. Zahlreiche Burgruinen künden noch heute von den großen und kleinen Herren des Landes. Wichtig wird die durch die Übersiedlung der Bregenzer Grafen nach Feldkirch als Pforte zum Arlberg eingeleitete Ausrichtung nach Osten, die ab dem 14. Jahrhundert im Zeichen der Ausdehnung des österreichischen Machtbereiches steht (womit wiederum die Absetzung gegen die Eidgenossenschaft zusammenhängt). So wird Feldkirch in den „Termopylen des Arlbergs“ (Illklausen) später – in der Gegenreformation – zum katholischen Studierstädtlein und zum Sitz des apostolischen Legaten für Nordtirol (1818 Generalvikariat Vorarlberg). Dies alles zieht mannigfache Einflüsse kultureller Art nach sich. Vieles ist „Bodenseekunst“. Die Feldkircher spätgotische Stadtpfarrkirche steht in bayerischen und österreichischen Bindungen (Zweischiffigkeit!). Für das Renaissanceschloß in Hohenems holt man einen italienischen Baumeister. In der spätgotischen Plastik und der Renaissanceplastik begegnet man viel südwestdeutschem Import. Der Maler Wolf Huber von Feldkirch ist Nehmender (Donauschule) und Gebender zugleich. Wenn Vorarlberg als Kunstlandschaft dennoch nicht in Abhängigkeit sank, so verdankt es dies der Tatsache, daß sich der Charakter des Bergbauernlandes in mancher Hinsicht bewährte. Vielleicht darf man hierunter die Freude an der Plastik überhaupt rechnen. Dagobert Frey erblickt in der Geschlossenheit des Umrisses einheimischer Figuren bei betont linearer Faltengebung (vgl. noch die Arbeiten des Feldkircher Spätrenaissancebildhauers Erasmus Kern) ein Vorarlbergisches. In ähnlicher Weise könnte man bei manchen spätgotischen Wandmalereien eine zugleich formkräftige und bewegte Sprache feststellen. Die einfache, dabei gut durchgebildete Art des ländlichen Pfarrkirchenbaus würde dazu eine gewisse Entsprechung bilden. Im übrigen zeigt sich im künstlerischen Bereich ein hoher Grad von Fruchtbarkeit. Am Bauernhaus haben verschiedene Bauernhauslandschaften, die untereinander verwandt sind, Anteil. Die Tracht offenbart landschaft-

liche Verschiedenheiten, die teilweise jeweils andere Herkunftslinien offenbaren. Wenn es bei allem zu einem aktiven Verhältnis zur umgebenden Kulturlandschaft kommen konnte, – man denke an die Vorarlberger Maurer, Steinmetzen, Baumeister –, so ist hierfür eine besondere Ursache zu nennen. Dieselbe, welche dem Kinderexport des Hüttenwesens zugrunde liegt: die Erträge des Bodens reichten bei weitem nicht aus. Hierdurch ist wiederum die hohe Gewerblichkeit der Neuzeit (Textilindustrie!) bedingt. Ein Blick auf die Dichtung bringt manche Entsprechungen zur bildenden Kunst. Am Anfang steht die Ständedichtung eines Rudolf von Hohenems, Hugo von Montfort – die Hochadelssitze treten hervor. Feldkirch wird zum Ort einer bescheidenen humanistischen Bildungsdichtung. Dem katholisch österreichischen Einfluß entsprechen die Werke der Kapuziner Lucianus Montifontanus und Laurentius von Schnifis. Und dann ist Vorarlberg mit der Heimatdichtung eines Franz Michael Felder und den Werken der Mundartdichter spät wiederum im Eigensten. Am wichtigsten für das angedeutete Verständnis des Landes sind die Beiträge von Landesoberarchivar Dr. Meinrad Tiefenthaler über die Leitlinien der staatlichen Entwicklung. Museumsleiter Dr. Elmar Vonbank über die Zeugnisse alter Kulturen, sodann Prof. Dr. E. Thurnher über Dichtung und Volkscharakter, Prof. Dr. D. Frey über die bildkünstlerische Entwicklung und Museumsdirektor Prof. Dr. N. Lieb über die Vorarlberger Baumeister. Sonderabschnitte sind dem Bregenzer Wald, den Walsern, dem Montafon, den Illwerken und der Textilindustrie gewidmet. Wir empfehlen dieses gut ausgestattete, reich bebilderte preiswerte Werk allen Freunden von Vorarlberg. *Adolf Schahl*

Adolf Schahl, Kunstbrevier Oberschwaben. Adolf Bonz & Co., Stuttgart. 256 Seiten Text, 15 Zeichnungen von Fred Dries. Preis DM 15.–.

In Nummer 5 des Jahrgangs 1959 besprachen wir Adolf Schahls „Kunstbrevier für das Bodenseegebiet“. In diesem Sommer ist nun der mit Spannung erwartete zweite Band der Reihe erschienen, dem noch vier weitere vom gleichen Verfasser (Neckarschwaben, Hohenlohe, Ostschwaben, Bayrisch Schwaben) folgen sollen. Was wir zum Kunstbrevier für das Bodenseegebiet schrieben, trifft in gleichem Maße auch für den neuen Band zu: abgesehen von der absoluten auf den neuesten Stand der Forschung gebrachten Zuverlässigkeit ist es die lebendige, liebevolle und in die Tiefe gehende Art, in der die einzelnen Kunstwerke nicht nur beschrieben und in ihrem künstlerischen Wert bestimmt, sondern auch nach ihrer historischen Entstehung, ihrem inneren und ikonographischen Gehalt und ihrer Einfügung in die umgebende Landschaft gedeutet werden, die den besonderen Reiz des Buches ausmacht. Einleitend gibt Schahl eine Charakterisierung des natürlichen Gesichtes Oberschwabens, bei dem sich ihm Worte mit der Silbe „ein“ aufdrängen, im Gegensatz zu Neckarschwaben, wo er auf die Silbe „viel“ gewiesen wird: einfach, einfältig, einförmig – vielfach, vielfältig, vielgestaltig. In dem Abschnitt „Architektur“ werden die bauerlichen und die städtischen Bauweisen, die Burgen und Schlösser, ländliche und städtische Kirchen und vor allem die klösterliche Baukunst in ihren typischen Erscheinungen behandelt. Im Abschnitt „Plastik und Malerei“ wird deutlich gemacht, daß in der Frühzeit des Mittelalters noch die Seekunst (Reichenau, Konstanz) vorherrscht und daß erst mit dem aufstrebenden Bürgertum sich eine eigenständige oberschwäbische Kunst entwickelt, die von der Volkskunst bis zu den Spitzenwerken eine ungeheure Fruchtbarkeit entfaltet. Wir wandern mit Schahl durch die einzelnen Landesteile, beginnend im Nordosten in Ulm, von da südlich zum

Allgäu, nordwestlich zum alten Welfenland, von da nördlich zur Donau, weiter donauabwärts bis Beuron und schließlich südlich zum Hegau. Nicht nur die großen Schöpfungen werden eingehend behandelt, auch den kleinen und kleinsten Dingen wendet sich die Liebe des Verfassers zu. Es wird nichts ausgelassen, wenn auch natürlich nicht alles mit der gleichen Ausführlichkeit behandelt werden kann. Der kunstgeschichtlich besonders interessierte Leser wird mehrere bisher unbekannte Zuschreibungen des Verfassers willkommen heißen, z. B. Plastiken von Michel Erhart und von den Manieristen David Weiß, Hans Dürner und Georg Grassender. (Ein Aufsatz von Schahl „Beiträge zur Plastik des Manierismus in Oberschwaben“ wird demnächst in der Zeitschrift „Das Münster“ erscheinen.)

Der Wert des Buches wird erheblich gesteigert durch die Heranziehung von Dichtkunst, Musik und Theater, von Volkstum, Volksfesten und Volkshumor. Nur so wird beispielsweise die Musenstadt Biberach, der „Parnaß des Oberlandes“, dem Besucher ganz verständlich. Die Brauchbarkeit wird erhöht durch die angefügten Abschnitte: Heilige und Selige in Oberschwaben, Übersicht der Meisterwerke, Verzeichnis der Fachausdrücke, Literatur zur Einführung, Künstlerverzeichnis, Ortsverzeichnis. Der Bücherliebhaber wird seine Freude haben an den reizenden Zeichnungen von Fred Dries, die sich gut in das schöne Satzbild einfügen. Der literarisch Anspruchsvolle wird sich ergötzen an den vielen oft geradezu dichterisch inspirierten Formulierungen. Es sei gestattet, wenigstens einige Stellen wörtlich zu zitieren.

Von dem Gnadenbild der Wallfahrtskirche Steinhausen an der unteren Rottum, einer Pietà aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts heißt es: „Es überwältigt in seiner Verbindung von höchster Plastizität mit tiefster Passivität. Der Leib Christi scheint vom Schoß Mariä nach vorn abzurutschen, er wird uns förmlich zugewendet, und doch nur, um die klaffende Seitenwunde desto eindringlicher zu zeigen. Ähnliches gilt für Maria: auf vorgeschobenen Knien trägt sie den Leichnam, um sich dennoch ganz über ihn zu senken, sich in ihn zu versenken. Die kreisenden Linien des Kopftuchs spinnen das leidvoll geneigte Haupt ganz ein, und auch die vor die Brust gelegte Hand ist Dämmung und Stille.“

Die Beschreibung von Ochsenhausen, dem traditionellen Pfingsttagungsort des Schwäbischen Heimatbundes, möchten wir am liebsten ganz anführen. Wir müssen uns auf einige Sätze beschränken: „Bei Jesaja wird das Kommen des Reiches Gottes mit der gleichnishaften Verheißung verbunden, es sollten alle Täler erhöht und die Berge erniedrigt werden; was uneben sei, werde eben gemacht, und was krumm, gerade. Diese Worte fallen einem ein, wenn man den langgestreckten Gebäudezug von Vorhof, Kirche und Konventsgebäuden des Benediktinerklosters Ochsenhausen erblickt: die ganze Baugruppe ist eine einzige Huldigung an die ausgleichende, verebnende Längenerstreckung ... Atemberaubend ist der Blick in die Raumschlucht der Kirche. Der Chorbogen wurde ausgeschlagen, die Stiehkappengewölbe von Mittelschiff und Hauptchor gehen mit leiser Schwellung ineinander über. Vor allem aber erfüllt sich das oben angedeutete Gesetz in dem hohen vielstimmig gestaffelten, gegürteten Deckensims. ...“ Die 1615 mit dem Südbau begonnene Anlage sie nicht eigentlich barock, sondern eher „manieristisch“. „Das Wesen dieses Stiles besteht in einer strengen, fast erzwungenen Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze und der Forderung des Zusammenschlusses; es ist kein Zufall, daß es Jesuitenpatres waren, die diesen Stil nach Ochsenhausen brachten ... Im Barock hingegen steht das Einzelne zum Ganzen im Verhältnis des Gliedes zum Leibe, es wird nicht aufgehoben, es wird übergriffen und im wahrsten Sinne des Wortes

„einverleibt“, umgekehrt „verkörpert“ sich die Macht des Ganzen im einzelnen. Plastik und Malerei verbinden sich in offenen, hingegebenen Formen malerisch mit dem Raum, der seinerseits von ihnen Leben und Fülle erhält. Dies ist der Stil der ecclesia triumphans des 18. Jahrhunderts.“

Die ehemalige Zisterzienserinnenkirche Gutenzell wird vom Verfasser besonders eindringlich und liebevoll charakterisiert: „Nirgendwo ist dem Barock die Überführung von Natur in Übernatur, nicht als schmerzlicher Verzicht, sondern als freudige Erfüllung, so wohl gelungen wie im ehemaligen Frauenkloster des Zisterzienserordens Gutenzell. Wen die Stille des walddesäumten Wiesentals der Rot umfängt, mag geneigt sein, sich aus dieser Welt herausführen zu lassen. Er ist aber nicht darauf gefaßt, daß dies geschieht, indem ihn die volle Gegenwart der andern Welt förmlich überstürzt, einer Welt, in der das Wunder mit genau derselben Natürlichkeit Gestalt gewann, wie sich draußen die Schöpfung darstellt, nur unschuldiger, reiner, vollendet, erlöst. So voll verkörperter Räumlichkeit, Leiblichkeit, Sinnlichkeit ist dieser Raum. „Allen alles“: dies Wort scheint wahr geworden, das auf einer der gemalten Prozessionsfahnen steht, welche die Titelheiligen Cosmas und Damian mit dem Kloster und einer geistlichen Apotheke zeigen. Hier geht es um die Wiederherstellung einer heilsamen Ganzheit, um Gesundheit, um Schönheit. In diesem Sinne ist Gutenzell nicht nur die gute Zelle, sondern die Cella Dei (Gottes Zelle) der Stiftung von 1238 geworden.“

Walther Genzmer

Walter Frodl, *Kunst in Südtirol*. Bildteil von Eva Frodl-Kraft. F. Bruckmann, München. Text 88 Seiten mit 9 Schwarzweißabbildungen und 4 Farbtafeln. Bildteil 152 Seiten. Preis DM 38.-.

Das vor kurzem erschienene Buch ist dazu angetan, den vielen Lesern dieser Zeitschrift, die an den sechs vom Schwäbischen Heimatbund veranstalteten Studienfahrten nach Südtirol teilgenommen haben, aber auch allen anderen Kunstfreunden einen erlesenen Genuß zu bereiten. Es erhebt sich ganz wesentlich über das Durchschnittsniveau der vielen Kunstbücher, die ständig auf den Markt geworfen werden. Der Verfasser des Textes, der Wiener Kunstgeschichtsprofessor Dr. Walter Frodl, seit vielen Jahren Denkmalpfleger und Mitglied des österreichischen Bundesdenkmalamtes, ist einer der besten Kenner Südtirols. Seine Gattin, die Kunsthistorikerin Dr. Eva Frodl-Kraft, ebenfalls am österreichischen Bundesdenkmalamt tätig, hat die weitaus meisten der wunderbaren Abbildungen des Bildteiles und zwei der Farbtafeln geliefert. Diese Photos sind meist ganzseitig und lassen bei dem großen Format (24 : 27 cm) auch die Einzelheiten klar erkennen.

Wie schon aus dem Titel des Buches hervorgeht, handelt es sich nicht um eine topographische Darstellung des Landes, auch nicht um die Volkskunst, um bäuerliche Kultur oder um Friedhofskultur, sondern fast ausschließlich um die Kunst im eigentlichen Sinne. Die Landschaft, die auch das historische Bild umfaßt, wird nur am Anfang kurz und einprägsam geschildert. Der erste Absatz des Buches mag die geistige Gesamthaltung kennzeichnen: „Die Kunst in Südtirol ist undenkbar ohne die Landschaft. Sie ist aus ihr hervorgesprossen wie die Blumen aus der Erde. Manche wachsen nur in einem bestimmten Tal oder über einer gewissen Höhe, und sie pflanzen sich nur in ihrer unmittelbaren Umgebung fort. Für andere hat der Wind das Samenkorn von weit hergetragen; sie haben Wurzeln geschlagen und blühen oft so prächtig wie in ihrer Heimat, oder sie entfalten ihre Sterne zu Formen und in Farben, die ihnen die neuen Daseinsbedingungen auferlegen.“ Tirol hat „als eine Art Dreh-

scheibe zwischen den Völkern, ihren Ideen und Kräften" gewirkt. Es hat außer seinen eigenen Kräften auch solche aus Oberitalien, Bayern, Schwaben und Innerösterreich herangezogen, die „zur Ausübung ihrer Kunst im Land veranlaßt, manchen Samen zu einer bodenständigen Entwicklung gelegt haben.“

Die verschiedenen Kunstlandschaften Südtirols: Vintschgau, Pustertal, die Gegend um Brixen, die Täler Ladinens, das Gebiet um Sterzing, das Burggrafenamt mit Meran und das Gebiet um Bozen werden in ihrer Eigenart treffend charakterisiert. Dann folgt eine Schilderung der wichtigsten Kunstdenkmäler nach ihrer zeitlichen Abfolge und in ihren geschichtlichen Zusammenhängen von den Kleinfunden der Frühgeschichte bis zum Ausklang des Barock.

Am Schluß des allgemeinen Teils kommt der Verfasser noch einmal auf die Eingangssätze zurück und fragt, was denn nun in Betracht der vielen von Nichttirolern geschaffenen Werke als eigenes südtiroler Wesen übrigbleibt. Die Antwort erscheint ihm einfach, wenn man an Michael Pacher denkt, der in gleicher Weise vom Norden und Süden beeinflusst „zum Inbegriff der Tiroler Kunst“ geworden ist, viel komplizierter, wenn man etwa die rein italienischen Fresken in Bozen, den Turm der Pfarrkirche in Bozen, entworfen von dem Ulmer Burkard Engelsberger und ausgeführt von Hans Lutz aus Schussenried, oder den Sterzinger Altar von Hans Multscher und deren Einflüsse auf die Tiroler Künstler betrachtet. Der allgemeine Teil schließt mit folgenden Sätzen: „Uns scheint gerade in der Vielgestaltigkeit der besondere Reiz und das vorzüglichste Kennzeichen der Kunst in Südtirol zu liegen. Es ist ein Land, das Jahrhunderte hindurch imstande war, die verschiedensten Kräfte an sich zu ziehen und zur Entfaltung zu bringen, das der Kunst mit beispielhafter Aufgeschlossenheit gegenüberstand, der das ebenso gewichtige Maß einer in sich gefestigten Tradition die Waage hielt.“

Der sehr umfangreiche Abschnitt „Zu den Bildern“ gibt eine willkommene Ergänzung zum allgemeinen Teil. Er zeigt, wie weise man bei der Auswahl der über 160 Abbildungen aus dem unerschöpflichen Reichtum des vorhandenen wertvollen Bestandes vorgeht. Es wird nicht nur jeweils das gezeigte Bild erläutert, sondern auch auf verwandte Dinge hingewiesen, die nicht gezeigt werden können. Außerdem werden gelegentlich allgemeine kunstgeschichtliche Erörterungen in die Betrachtung einbezogen, wie z. B. über die Herkunft der Vesperbilder des 14. Jahrhunderts und der „Schönen Madonnen“ oder die Entwicklung Hans Multschers vom weichen Stil über den an den Niederländern geschulten Realismus zu dem „bürgerlichen Idealismus“ der Spätzeit oder etwa über die künstlerischen Beziehungen zu Schwaben usw.

Der geschmackvoll gesetzte Textteil wird belebt durch einige eingeklebte Wiedergaben von Stichen, Gemälden, Zeichnungen und Aquarellen und durch drei Farbtafeln. Das Werk bildet eine willkommene lebendige Ergänzung zu dem Südtiroler Kunstdenkmälerverzeichnis des verstorbenen Innsbrucker Prälaten J. Weingartner. Es wird die Liebe zu dem unvergleichlichen Lande vertiefen und ihm neue Freunde zuführen. Dem verehrten Ehepaar Frodl gebührt unser herzlichster Dank für ihre kostbare Gabe.

Walther Genzmer

Laienspiel-Reihe des Schwäbischen Albvereins, Heft 1-8, Verlag des Schwäbischen Albvereins, Stuttgart 1960. Gesamte Spielreihe (8 Einzelhefte) Vorzugspreis für Mitglieder des Schwäbischen Albvereins DM 6.-, Buchhandelspreis DM 9.-, Einzelpreise verschieden.

Seit Jahren ist der Schwäbische Albverein darum bemüht, im Interesse einer fruchtbaren Belebung seiner Vereinsveranstaltungen das Laienspiel zu fördern. Ein Hemm-

schuh war dabei jedoch immer der Mangel an guten, geeigneten Spielen. Um hier Abhilfe zu schaffen, schrieb der Vorstand des Schwäbischen Albvereins im Jahre 1958 einen Laienspielwettbewerb aus, der erfreulich starken Widerhall fand: 44 Manuskripte wurden eingereicht, von denen 8 mit einem Preis bedacht wurden. Die Beurteilung durch das Preisgericht geschah von verschiedenen Blickrichtungen aus: von der Laienspielpraxis, von der volkstümlichen Kulturarbeit und von der Jugendarbeit her. Von den Spielen erwartete man eine volkstümliche Spiel-fabel mit einer sich steigernden Handlung, einen klaren dramatischen Aufbau und eine volkstümliche Sprache (Mundart oder Schriftsprache).

Die als Rollenhefte erschienenen 8 preisgekrönten Spiele bilden den Anfang einer „Laienspiel-Reihe des Schwäbischen Albvereins“, die nun von Jahr zu Jahr weitergeführt werden soll. Diese ersten 8 Hefte bieten bereits eine Auswahl sehr verschiedenartiger Themen, die teils an die Vergangenheit, teils an die Gegenwart anknüpfen: Karl-Werner Hahn schrieb ein Spiel nach dem Märchen von Wilhelm Hauff „Das kalte Herz“; Sagenmotive stecken in den Stücken „Mehr als alles Gold“ von Angelika Bischoff-Luithlen und „Das Rotmäntele“ von Heinz-Eugen Schramm; „Der Maarhof“ von Walter Schmid wurzelt in Vorstellungen des Volksglaubens und knüpft an Naturgegebenheiten der Schwäbischen Alb an. Während es sich bei den genannten um ernste, besinnliche Spiele handelt, schlagen Johanna Dautel und Hermann Roßmann in ihren Spielen „Beim Jakobsvetter“ und „Die Nacht im Walde“ heitere Themen an, die einer fröhlichen Unterhaltung dienen; in beiden Fällen steht das Thema Wandern und Motorisierung im Mittelpunkt. In den bäuerlichen Lebenskreis mit seinen Sorgen und Nöten der Gegenwart führt das Stück „Der verflixte Zaun“ von Anton Hummel. Ein ernstes Jungenspiel, in dem es um das Gemeinschaftsbewußtsein einer Jugendgruppe geht, ist „Das rettende Spiel“ von Bert Schuh. Ohne Zweifel war dieser Autorenwettbewerb des Albvereins nicht nur ein dankenswerter, sondern auch ein erfolgreicher Versuch, das Laienspiel anzuregen und die Kräfte auf den Plan zu rufen, die bereit sind, sich mit ihren schriftstellerischen Fähigkeiten in seinen Dienst zu stellen.

J. Hampf

Fritz Reiff. *Neckartenzlingen – einst und jetzt*, ein Heimatbuch. Verlag der Gemeinde, DM 7.-.

In der Reihe der Heimatbücher unseres Landes kommt diesem Werk ein höchst achtbarer Platz zu. Fast möchte man sagen, es stelle einen neuen Typ dar, der sich freilich bei näherem Zusehen als sehr alt herausstellt: den der Ortschronik. Dies aber nicht in summarisch aufzählender Art, sondern überall an Hand der Quellen nach den wirkenden Ursachen forschend. In schneller Folge, Zug um Zug, wird in rund einem halben Hundert von Abschnitten durch die Ortsgeschichte von ihren Anfängen bis in die Gegenwart geführt. So entgeht der Verfasser der großen Gefahr so vieler Heimatbuchschreiber, sich langatmig über die allgemeine landesgeschichtliche Entwicklung auszulassen. Er faßt das Ortsgeschichtliche nicht als Demonstrationsfall der Landesgeschichte auf (worüber das Örtliche dann doch zu kurz kommt), sondern geht vom ortsgeschichtlichen Sachverhalt aus, den er in die landesgeschichtlichen Beziehungen – die nur angedeutet werden – stellt. So wirkt er nie lehrhaft, sondern frisch anschaulich, dabei original, und vermag Landeskundler und örtlichen Heimatfreund zu fesseln. Wir glauben, sein Werk nicht besser zu charakterisieren, als indem wir es nach seiner Form eine im besten Sinne journalistische Folge, nach seinem Gehalt eine Brunnenstube der Heimatliebe nennen.

Adolf Schabl

Karl Stumpp, *Die deutsche Auswanderung nach Rußland 1763–1862 insbesondere aus dem südwestdeutschen Raum* (Württemberg, Baden, Pfalz, Elsaß), 1961. DM 5.60.

Der Brauch, an dieser Stelle keine Sonderabdrucke zu besprechen, sei hiermit ausnahmsweise durchbrochen, weil es sich bei diesem 170 Seiten starken, mit 4 Karten versehenen Sonderdruck aus dem Heimatbuch der Deutschen aus Rußland des Jahres 1961 (herausgegeben von der Landsmannschaft der Deutschen aus Rußland) um einen landesgeschichtlich wichtigen Beitrag handelt. Als rußlanddeutscher Kolonistensohn, dessen Vorfahren aus Owen und Mössingen stammen, war der Verfasser berufen, die südwestdeutsche Auswanderungsgeschichte, die einen so charakteristischen Teil unserer Heimatgeschichte darstellt, zusammenfassend zu schildern. Einleitend wird eine Tabelle der Auswanderungszeiten mit Angabe der Herkunftsländer und der Ansiedlungsgebiete gegeben; von besonderer Wichtigkeit ist der den Auswanderungsgründen gewidmete Abschnitt (politische, wirtschaftliche, religiöse und persönliche Gründe). Württemberg steht dabei weitaus an der Spitze, und zwar vornehmlich mit Auswanderungen aus religiösen Gründen (weshalb auch die apokalyptischen Jahre von 1804/05 und 1816/17 Hauptauswanderungszeiten waren). In einem besonderen Verzeichnis werden die Orte angegeben, aus denen 1804 bis 1842 Auswanderungen nach Südrußland stattfanden, wobei die Zahl der Familien angeführt wird. Für die Familienkunde ist das Verzeichnis der Auswanderer mit Angabe von Namen, Auswanderungsort, -jahr und -ziel von Bedeutung. Von den vier Übersichtskarten wird das Sonderblatt von Württemberg besonderes Interesse finden.

Adolf Schabl

Unter unseren landeskundlichen Zeitschriften nimmt *Württembergisch Franken*, das Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, nach wissenschaftlichem und heimatkundlichem Gehalt seit Jahrzehnten eine besonders angesehene Stellung ein. Die drei Jahrgänge 30–32 der Neuen Folge (Schwäbisch Hall 1955, 1957, 1958) vereinigen unter der umsichtigen Schriftleitung Gerd Wunders wieder Aufsätze von grundsätzlicher Bedeutung mit regionalgeschichtlichen Spezialuntersuchungen und zuverlässig edierten landesgeschichtlichen Quellen. Allgemeines Interesse, über Württembergisch Franken und auch Südwestdeutschland hinaus, beanspruchten die Ausführungen von Hermann Haering „Inwieweit kann der Historiker von Stammesart sprechen?“ (nach einem Vortrag auf der Jahresversammlung des Vereins 1954, abgedruckt NF 30, S. 3 bis 19), ebenso der Essay von Percy Ernst Schramm über „Die Kaiseridee des Mittelalters“ (nach dem Festvortrag der Haller Jahreshauptversammlung des Schwäbischen Heimatbundes 1956, abgedruckt NF 31, S. 3 bis 16). Unter den spezielleren Arbeiten ragt Hansmartin Decker-Hauff scharfsinnige Untersuchung des viel erörterten Ohringer Stiftungsbriefs hervor (NF 31, S. 17–31, und NF 32, S. 3–32); ihre Ergebnisse sind auch in größerem Zusammenhang bedeutsam, nicht minder die siedlungsgeschichtliche Studie Hans Jänichens über Altdorf-Alachdorf (NF 30, S. 20–32). Sehr verdienstlich ist die sorgfältige Edition kleinerer, bisher unbekannter Geschichtsquellen, wie sie Karl Schumm, Georg Lenckner und Gerd Wunder in allen drei Jahrgängen darbieten. Darunter sind die von Wunder in den Reichskammergerichtsakten des Staatsarchivs Ludwigsburg entdeckten „Liebesbriefe aus dem 16. Jahrhundert“ (NF 30, S. 69–89) besonders zu nennen, weil in der Romanze zwischen dem jungen Schenken Erasmus von Limpurg und der Haller Ratsherrntochter Anna Büschler Zeittypisches in einer auch für den Laien höchst lebendigen Weise sichtbar wird. Die Kunst-

geschichte sieht sich bereichert durch Aufsätze von E. Krüger über die spätgotische Plastik in Hall (NF 32, S. 84–116, näher gewürdigt bereits in Schwäbische Heimat 1959 S. 134) und von E. Grünenwald über den hohenloheschen Baumeister Georg Kern (NF 32, S. 117 bis 132). Hermann Bausinger untersucht an den Darstellungen des Waldenburger Fastnachtsbrandes von 1570 kenntnisreich und feinsinnig das Verhältnis von Volkssage und Geschichte (NF 31, S. 107–130). Auch die übrigen Beiträge und die ausgezeichneten Buchbesprechungen in den drei Bänden verdienen Aufmerksamkeit und Dank aller Geschichtsfreunde. W. Grube

Zwei grundsätzliche Naturschutz-Veröffentlichungen

In der verhältnismäßig wenig umfangreichen, aber um so gewichtigeren Schrift „Bis zum letzten Wildwasser. Gedanken über Wasserkraftnutzung und Naturschutz im Atomzeitalter“ (Verlag Dr. Rud. Georgi, Aachen, DM 4.80) setzt sich der Landesbeauftragte von Bayern, Prof. Dr. Otto Kraus, mit dem weltweiten Problem der Wasserkraftnutzung auf Kosten der Natur auseinander. Wirtschaftliche Forderungen und die Notwendigkeit, die letzten Reste naturhafter Flußlandschaften zu erhalten, stehen sich überall gegenüber. „Beispiele des Widerstands“ des Naturschutzes, und „Beispiele der Rückbesinnung“ und „erfolgreicher Bewahrung“ sind in dem Buch aufgezählt und mit Bildern aus der ganzen Welt belegt. In dem Abschnitt „Die These vom absoluten und relativen Naturschutz“ weist der Verf. überzeugend nach, daß sich der Naturschutz keineswegs grundsätzlich gegen jedes auf Nutzung von Wasserkraften abzielende Vorhaben wende. In dem Kapitel „Grenzen der klassischen Energiequellen“ verneint er jedoch, daß die Energiegewinnung durch Wasserkraft in allen Fällen und für alle Zeiten das Optimum an Wirtschaftlichkeit darstelle. Natürlich ist auch die Wutachschlucht nicht vergessen. Ein aufrüttelndes, kritisches und mit weitem Blick geschriebenes Buch.

Prof. Dr. Walter Strzygowski, Vorstand des Instituts für Raumordnung an der Hochschule für Welthandel in Wien, gibt in seinem Buch „Europa braucht Naturparke!“ (Verlag Ferd. Berger, Horn, Auslieferung Kosmos-Verlag, Stuttgart) „Vorschläge zum Schutz der schönsten Landschaften Europas“. Also auch diese Veröffentlichung greift weit hinaus und zeigt, daß der Naturschutz keineswegs nur, wie oft vermutet wird, eine „deutsche Liebhaberei“ ist! Verf. geht aus „von der Vereinigung Europas“ und folgert, daß man mit dieser Vereinheitlichung auch „am anderen Ende der Skala materieller Werte“ beginnen müsse: Mit den Resten der Naturlandschaften durch Schaffung von Naturparks für den gehetzten Europäer der Gegenwart. Zunächst werden die ideellen und materiellen Gründe für diese Forderung herausgestellt und die Eigenschaften untersucht, die ein „Naturpark“ haben muß bzw. nicht haben darf. Im Hauptteil werden genaue Vorschläge für die Ausscheidung der Naturparke in den einzelnen Ländern Europas gemacht. Gute Aufnahmen auf 16 Tafeln, eine farbige Europakarte mit eingezeichneten Erholungsräumen und vorgeschlagenen Naturparks ergänzen den Text. Besonders deutlich zeigt die Karte, wie weit die Forderungen des Verfassers gehen: Ganz Korsika, fast ganz Sardinien, nahezu die ganze dalmatinische Küste, mindestens die halbe Fläche der Alpen, alle Mittelgebirge Deutschlands sind als Naturparke eingezeichnet. Ob sich das wirklich realisieren läßt? Ob bei solcher Größe und Vielzahl der Naturparke sich nicht Sinn und Zweck der Naturparke selbst aufheben würde, ganz abgesehen davon, daß der „normale Naturschutz“ dadurch ausgehöhlt würde? O. Linck

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 16430

Pfingsttage 1961 in Ochsenhausen

Auch die diesjährigen Pfingsttage in Ochsenhausen erfüllten den Zweck der alljährlichen Veranstaltung diejenigen, welche aus ihren engen, begrenzten Lebenskreisen herausstreben und die Ausweitung in größere Bereiche suchen, aus dem Vollen der oberschwäbischen Landschaft schöpfen zu lassen. Die Veranstaltung begann diesmal, nach herzlichen Begrüßungen durch den Vorsitzenden, Bürgermeister Habrik und Oberstudiendirektor Dr. Rosenstock, mit einem volkskundlichen Auftakt. Willy Baur aus Hechingen sprach unterhaltend und anregend über „Beiträge zur religiösen Volkskunde Oberschwabens“. Aus dem unübersehbaren Gebiet ineinanderfließenden Glaubens und Aberglaubens griff der Vortragende geschickt einige besonders bezeichnende Bräuche heraus, die er in meisterhaften Farbaufnahmen vorstellte: zunächst die heil- und segenbringenden „Palmen“, welche am Palmsonntag am Hause aufgesteckt werden, kunstvolle Gebilde mit Fruchtbarkeitssymbolen wie Eiern, Buchszweigen u. dgl. Die „Besenkapellen“ mit den als Votivgaben niedergelegten Besen geben Zeugnis von der alten magischen Behandlung von „Aisen“ (Furunkeln) und Geschwüren. Ganz im Lebenselement oberschwäbischer Bräuche war man mit den Reiterprozessionen von Weingarten, Wurzach und Gutenzell. Die Funkenfeuer am Sonntag Invocavit beschwören uralten Feuer- und Lichtsegen und die Kirchweihfeuer bringen den Feldern, über die ihre Rauchschwaden ziehen, Glück. Die kleinen heiligen Theater der Krippendarstellungen wurden in guten Bildern der nahen Gutenzeller Krippe beschworen.

Die Ausstellung des Pfingstsonntag und Pfingstmontag galt in diesem Jahr dem bald 82jährigen Kunstmaler Albert *Unsel*d von Ulm, einem alten Mitglied unseres Bundes. Die, im ehemaligen klösterlichen Bibliothekssaal von Herrn Feger aus Ulm aufgehängten, ausgezeichnet beleuchteten Gemälde und Aquarelle ließen ein unerschöpflich reiches Malerleben überblicken, das die Geschichte der deutschen Kunst während eines halben Jahrhunderts zusammenfaßt und verkörpert. Und ein klein wenig mag wohl der alte Meister, der einleitend

über sich selbst sprach, manchen an den Goetheschen *Lynceus* erinnert haben: „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt, dem Turme verschworen, gefällt mir die Welt ...“ Seit 1901 hat er freischaffend gemalt und – als Regierungsbaumeister – gebaut (das Brauereigebäude gegenüber dem Gasthaus zum Adler in Ochsenhausen geht auf ihn zurück). Mit Recht hat man bemerkt, dem Aufbau seiner Bilder sei anzusehen, daß *Unsel*d über das Architekturstudium zur Malerei gekommen sei. In dem typisch *Unsel*dschen Bestreben, die Welt im Bilde umzuformen, durchzuordnen, das Gesehene zum Geschauten zu überhöhen, fällt der baumeisterlichen Komposition, welche aus den Bildrichtungen der Senkrechten, Waagrechten und der Diagonalen ein Gefüge von hohem Ordnungscharakter gewinnt, eine entscheidende Bedeutung zu. Zugleich mag solcher Ordnungssinn im hohen Maße schwäbisch sein, und schwäbisch ist ein weiteres, daß dieser konstruktiv architektonische Ordnungssinn polar fast sich mit einer Freude an der schweifenden, drängenden Linie verbindet. Hohe Geistigkeit von fast begrifflicher Gedanklichkeit scheint sich mit lebensvoller Sinnlichkeit zum Ur- und Vorbild eines zugleich klaren und starken Daseins verbinden zu wollen. Dabei wird manches deutlich: gemeisterte, verarbeitete Einflüsse vor allem der französischen Kunst, die zurückreichen bis Manet, aber auch des Jugendstils als des ersten subjektivistisch antinaturalistischen deutschen Vorexpressionismus. Ähnliches gilt vom Farbigen. *Unsel*d kennt alle Beziehungen, Verwandtschaften und Gegensätze der Farben im Spektralkreise. Immer geht es dabei um mehr als das „Bunte“, um das geordnet Farbige, das in den Farben tätige Licht. Hinzutreten Dämpfungen und Trübungen durch Vermischung in Grautönen, eigentümliche Brechungen, aus denen dann wieder die Freude eines hellen Rot aufleuchtet, das ein tiefes Blauviolett überhöht, so daß es wie der Ausdruck überwundenen Leidens anmutet. Dies kann sich ganz „abstrakt“, also ungegenständlich, in reiner Anschauung darstellen. Dann trägt es den Charakter eines unbegreifbaren ursprünglichen Formengeschehens von un-

erhöhter Intensität. Monet, Sisley, Jongkind, van Gogh und manche andere regten dabei an. Kein Wunder, daß Unselds Werke die Öffentlichkeit erregten. Noch als ihr Schöpfer Student an der Technischen Hochschule Stuttgart war, wurden etliche Aquarelle im Kunstverein ausgestellt und verkauft. Fünf Jahre war der Künstler Assistent an der Kunstakademie Dresden bei Wallot und da dieser viel in Berlin baute, kam er in Berlin mit der modernen Kunst seiner Zeit in lebendige Fühlung. 1904 war er zum erstenmal in Paris. 1906 ging es auf eine Studienreise durch Frankreich, Holland und Italien. Und auch nachdem er sich 1907 in Ulm niedergelassen hatte, unternahm er noch viele Studienreisen, so nach Dalmatien. Er stellte viel aus. Seine Ölgemälde und Aquarelle waren regelmäßig im Glaspalast München zu sehen. Er war hier Mitglied der „Juryfreien“, die dann als entartet verboten wurde. Bei der Berliner Sezession stellte er zweimal aus, bis auch diese verboten ward. Noch 1958 haben die Malstudien aus Ägypten viel Aufsehen erregt und Zeugnis davon abgelegt, daß sich Albert Unseld einer ungebrochenen und geläuterten Schaffenskraft erfreut.

Am Nachmittag des Pfingstsonntag führten Herr Stadtpfarrer Reich durch die ehemalige Klosterkirche, Dr. A. Schahl durch das Kloster; Studienrat W. Scherrmann führte die Orgel vor und gab anschließend eine gute kleine Orgelmusik.

Im Mittelpunkt der Gesamtveranstaltung stand das Kirchenkonzert in Rot an der Rot. Wie sehr dieser Raum auch akustisch sein eigenes Gesetz hat, wurde bei der Vorführung der „Missa sexta“ für Soli, Chor, Orchester und Orgel des Obermarchtaler Paters Isfried Kayser deutlich (1712–77), die schon 1960 in Gutenzell zur Aufführung gekommen war. Während dort einzelne, besonders lyrische, Stellen am besten in Erscheinung traten, war es hier im gewaltigen Riesen-Einraum von Rot die große Linie des Tongefüges, die tief beeindruckte. Hinzu kam der besondere Toncharakter der Roter Holzhay-Orgel, die sich von der malerisch farbigen Viestimmigkeit der Ochsenhausener Gabler-Orgel durch ihren einfach klaren, hellen Klang unterscheidet. So waren, von Raum und von der Orgel her, alle Voraussetzungen für eine wahrhaft großzügige Interpretation alter und neuer Meisterwerke gegeben. Daß der bescheidenere Psalm 129 des Roter Abtes Nikolaus Betschers und auch das marienselig zarte „Wunderschön prächtige“ von Laurentius von Schnüffis sich hier nicht in ihrer „Atmosphäre“ befanden, wurde in Kauf genommen. Hören wir (in Auszügen) W. Scherrmann, der in der „Schwäbischen Zeitung“ vom 26. Mai folgendes schrieb: „Vom verstärkten Streichorchester Ochsenhausen, das durchgehend gut besetzt war, ausgezeichnet unterstützt, breitete die mächtige Orgel mit ihren vielen Möglichkeiten einen großartigen Klangteppich aus; strahlende Mixturen ergaben ein berauschendes Glän-

zen und Flimmern, samten weich und köstlich erklangen die Flötenstimmen, imponierend und prächtig die herrlich intonierten Zungenregister. Kein geeigneteres Werk hätte man wohl für diese Kirche und diese Orgel finden können wie das viersätziges Orgelkonzert in F-Dur von G. F. Händel; wohl aber auch keinen besseren und tüchtigeren Organisten wie Siegfried Hildenbrand.

Aber auch die anderen Werke erregten in höchstem Maße die Aufmerksamkeit. Da hörte man zum Beispiel eingangs eine Komposition von dem einheimischen Karl Schmid, eine Partita, Fuge und Hymnus für Orgel, ebenfalls von Siegfried Hildenbrand gespielt. Es ist das erste größere Werk Karl Schmidts, das wir hier kennenlernen durften, und es ringt uns – wir müssen es gleich gestehen – große Hochachtung vor diesem satztechnischen Können, dieser strengen und doch so zeitgemäßen Haltung ab; ein vorzüglich aufgebautes Werk, das kontrastreich anhebt und dessen polyphone Verflechtung in Fuge und Hymnus großartige Formen annimmt. Wir sind dafür dankbar, daß wir damit einen Blick in das zeitgenössische Schaffen eines der eigenen Landsleute tun durften, und können uns freuen, daß so etwas in dem engsten Kreise geschieht.

Ähnlich verhält es sich mit dem Hymnus über das Choralthema „Te deum“ für Bläser und Orgel von Siegfried Hildenbrand. Hier wurden zu unserer Überraschung Blechbläser und Pauken eingesetzt, um in schärfster Kontrastwirkung zur Orgel, am Schluß in großartigem Zusammenklang mit ihr, eine Festmusik von imponierendem Klangvolumen, aber auch besonderer Aktualität und großer kompositorischer Meisterschaft vor die erstaunten Sinne zu stellen (das Werk wurde beim Eucharistischen Weltkongreß in München uraufgeführt). Stimmführung und Klangballung sind für uns ungewohnt, doch konnte jedermann spüren, daß hier eine zeitgemäße und durchaus gültige Sprache gesprochen wird.“

Vielleicht wird man dieser Besprechung, weiter deutend, anfügen dürfen, daß jene Kontrastwirkung der grell herausstoßenden Blechbläserakkorde zu den förmlich niederrieselnden Orgelklängen eine unerhörte Begegnung von Gericht und Gnade musikalisch beschwört, die in den Triumph alles zusammenfassender Harmonien mündet. Doch noch einmal W. Scherrmann: „Der Kirchenchor von Ochsenhausen verhalf dem Werk (der Messe von Isfried Kayser) zu einer großartigen Wirkung. Der Chorklang war rund, ausgeglichen und voll, das Benediktus ein Hochgenuß durch die Solostimme (Baß) von Albrecht Scheytt. Das Tenorsolo sang Rudolf Rapp. Anton Schmid hat sich als Leiter der ganzen Veranstaltung selbst übertroffen durch die Bewältigung der schwierigen Aufgaben und durch die straffe, doch empfindungsreiche Darbietung der innerlich so verschiedenen Werke.“ Wir wollen gerne dieses Lob eines ausgezeichneten oberschwäbischen Musikers in weitere Kreise tragen.

Am Pfingstmontag schließlich führte Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder die Teilnehmer am Rohrsee, der bekannten Brutstätte der Bodenseemöven, und im Eriskircher Ried. Besondere Aufmerksamkeit wurde dabei der Flora zugewandt. In höchst lebendiger, einprägsamer Weise verstand es Dr. Rathfelder auch diesmal, die sehr

besondere Umwelt an den Standortbedingungen der Pflanzenfamilien zum Bewußtsein zu bringen und so ein Stück ganzes Naturleben zu beschwören. Zum Schluß erläuterte Dr. Ad. Schahl in Eriskirch die berühmten Wandgemälde, Glasmalereien und Muttergottesfiguren.

Jahreshauptversammlung 1961

Die Veranstaltungen der Jahreshauptversammlung 1961 waren ausschließlich dem Thema „Eßlingen“ gewidmet, nicht nur, weil diese Stadt eben Tagungsort war, sondern vornehmlich im Hinblick darauf, daß sich die ehemalige freie Reichsstadt geradezu als Musterbeispiel und „Demonstrationsobjekt“ für die Verbindung von Altem und Neuem anbot. Wer an dieser Tagung teilnahm, hat die Verantwortung gespürt, welche die Veranstalter gegenüber den Formen und Inhalten des Lebens der Vergangenheit und der Gegenwart besitzen. Das von Prof. Dr. Dölker einleitend gewünschte „bessere Verständnis der heutigen Lage aus der Geschichte“ traf damit zentral das eigentliche Anliegen der Tagung: Gegenwart als Geschichte zu verstehen. Daß die Stadt, veranlaßt durch die Ausgrabungen in der Dionysiuskirche, auf der einen Seite im Begriffe steht „die frühen Kapitel ihrer Geschichte neu zu schreiben“, andererseits sich mit den Fragen der Verkehrsplanung und Siedlungsausdehnung zu befassen hat, wobei es auch um die Frage der Erhaltung der Pliensaubrücke geht, welche Eßlingens alte Bedeutung als „Brückenstadt“ ins Licht rückt, hat das Programm der Darbietungen wesentlich bestimmt.

Gleich das erste Referat des Samstagsnachmittags setzte, vom Soziologischen her, mit sicherem Griff am kritischen Punkte an. Stadtarchivar Dr. Borst sprach über „Eßlinger Industrie als Geschichte“; zugleich war dieser ausgezeichnete Beitrag eine wichtige Ergänzung zu dem Aufsatz des Genannten „Gründergestalten und Anfangsprobleme der Eßlinger Industrie“ im Eßlinger Sonderheft der „Schwäbischen Heimat“ (Heft 3, S. 101 ff.). Sehr zu beachten war die einleitende Frage, ob nicht der zeitgeschichtliche Akzent in unserer Heimatkunde und Landesgeschichte stärkerer Betonung bedürfe. Es wurde in diesem Zusammenhang gesagt: „Hier ist Vieles nachzuholen. Nicht allein, weil die Bewältigung der neuesten Zeit und der an der Schwelle der Gegenwart stehenden Jahre zu den legitimen Aufgaben unserer Landesgeschichtsschreibung gehört, sondern auch weil hier ein Stück Sinngebung lebendig wird, der wir – jetzt nicht aus Liebhaberei an Geschichte und Exi-

stenzformen der Vergangenheit –, sondern aus Verantwortung für die Gegenwart nicht entraten dürfen.“ Eben weil die Wirtschaft von heute sich nicht mehr als Geschichte versteht, gelte es von seiten der exakten Geschichtsforschung aus die Brücke zu schlagen, gerade in Eßlingen, der „Stadt aus dem Musterbuche der Romantik“ (Th. Heuß). Während Achim von Arnim hier Eindrücke für den zeitgeschichtlichen Hintergrund seiner „Kronenwächter“ erhielt, Mörike ergriffen durch die alte Reichsstadt wandelt, Emma von Niendorf schwärmerisch die Altertümlichkeiten feiert, der Seracher Freundeskreis um Graf Alexander und Lenau den Schönheiten des Neckars bei Eßlingen huldigen, Johannes Brahms 1854 feststellt, hier sei ein Stück Eichendorff losgelassen, auch Johann Braungart, Eberhard Emminger und Christian Mali Eßlingen in Bildern festhalten: in allen diesen Jahren war längst das „andere Eßlingen“ entstanden, das freilich seinerseits durchaus in der wirtschaftlichen Überlieferung der Stadt steht. Die eigenständig wirtschaftliche Stärke schien schon früher das einzige Mittel der Erhaltung gegenüber dem württembergischen Nachbarn. Es wurde gesagt: „Im Falle von Eßlingen ist die Industriegeschichte zugleich die Geschichte der neueren Stadt. Freilich wurde Eßlingen dennoch frühe stark gelähmt; es wurde zum klassischen Beispiel einer eingeschlossenen Stadtwirtschaft (Georg von Below). So war der Übergang an Württemberg 1804 nicht eigentlich ein tiefgreifender Einschnitt und hat sich eher fördernd als hemmend ausgewirkt. Nicht nur dadurch, daß die Dispositions- und Konzessionspolitik der württembergischen Regierung und die Gewerbeordnungen von 1828 und 1836 das Zunftsystem durchbrachen und einer freieren Entwicklung die Wege bahnten, die sich dann auch in Eßlingen in Neuordnungen des Zunftwesens kundtaten. 1802 waren es noch zwei Handwerksbetriebe, die später Bedeutung erlangten: die heutige Metallwarenfabrik von 1536 und die heutige Windenfabrik Straßacker von 1640. Jetzt entsteht ein Werk nach dem andern: 1810 die Tuchfabrik Steudel, 1811 die mechanische Baumwollspinnerei Schöllkopf und die Blechlackierfabrik Rudy. 18 Jahre später sind es acht verhältnismäßig große Fabriken, 1842 dann 18 Fabriken mit fast andert-

halbtausend Arbeitern. Schon im Jahre 1830 stand Eßlingen, das 59 Jahre vorher an Industrie, wie ein Bericht von 1787 feststellt, „gänzlichen Mangel“ hatte, der Arbeiterzahl und der durchschnittlichen Betriebsgröße nach unter den württembergischen Städten an erster Stelle.“ Wenn man nach den Gründen für den Aufstieg gerade der Eßlinger Industrie fragt, so muß man mit dem Hinweis auf den 1845 begonnenen Bahnbau und die Wasserkräfte antworten.

Damit ist zugleich gesagt, daß die Eßlinger Industrie nicht rohstofforientierte Schwerindustrie, sondern nur arbeitsorientierte Feinindustrie sein konnte. Vor allem war es die Metallindustrie, mit ihrer Präzisionsarbeit, die der „industriösen“ Bevölkerung Eßlingens entsprachen und den Arbeitertyp weithin geprägt zu haben scheint. Nachdrücklich hingewiesen wurde auf die vorbildlichen Leistungen der Unternehmer auf dem Gebiet der gewerblichen Erziehung und Fortbildung (vgl. den Aufsatz von Ed. Mayer in den „Eßlinger Studien“), des Sozialwesens und der Kultur. Ihre politische Betätigung kann nicht verwundern. Den vielzitierten echt schwäbischen krisenfesten „Arbeiterbauern“ hat es in Eßlingen freilich nicht gegeben. Das „rote Eßlingen“ hängt mit dem Zustrom von Arbeitskräften in die immer größer werdenden Fabriken zusammen. Der Name von August Hochberger darf in diesem Zusammenhang nicht vergessen werden. Er war einer der tätigsten württembergischen Arbeiterführer aus der Zeit von 1870. August Bebel empfing von ihm 1863 beim ersten Kongreß der deutschen Arbeitervereine richtungsweisende Ermutigung. 1872 wurde in Eßlingen der erste sozialdemokratische Verein gegründet. Es war in allem ein großer Segen, daß mit der Amtseinsetzung Mülbergers am 2. April 1892 die „Ära Mülberger“ begann, in der die Verwaltung lenkend und leitend in die Geschichte des städtischen Gemeinwesens eingriff. Die hoch interessanten Ausführungen schlossen mit einem Ausblick in die nahe Zukunft und deren Aufgaben, die nicht zuletzt auch in der Besinnung auf die Pflege Alteßlingens liegen, das durch die Verluste seiner Neckarfront, den Abbruch des Spitals auf dem heutigen Marktplatz, des Langhauses der Franziskanerkirche, der Heiligkreuzkapelle am äußeren Ende der Pliensaubrücke bereits viele nicht wiedergutzumachende Einbußen erlitten hat.

Das zweite Referat des Samstagnachmittags von Dr. Günter Fehring galt den von ihm geleiteten Grabungen in der Dionysiuskirche, deren Ergebnisse die aus Urkunden und Denkmälern (Münzen eingeschlossen) belegte Entwicklungsgeschichte der Stadt am Beispiel ehemaliger Monumentalbauten bestätigten und ergänzten. Die bei den Grabungen nachgewiesenen Kulturschichten reichen bis hinab in die spätbronzezeitliche Urnenfelderkultur. Römische Funde lassen vielleicht auf einen nahen Gutshof schließen. Der heutige Bau besitzt, vom Chor des frühen 14. und Langhaus des späten 13. Jahrhunderts abgesehen, in den Untergeschossen spätromanische

Osttürme. Nicht allzu lange vor diesen Untergeschossen dürfte der erste Vorgänger der noch stehenden Kirche entstanden sein: eine dreischiffige spätromanische Basilika mit Apsis. Der zweite Vorgänger muß bereits in die 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts zurückdatiert werden. Es scheint sich dabei um einen rund 40 m langen Bau mit gerade geschlossenem Chor und Stollenkrypta in Verbindung mit dem Vitalisgrab gehandelt zu haben; die Beisetzungen im Langhaus lassen auf angesessenen Hochadel schließen. Schließlich sind unter dem Niveau dieser Kirche die Reste eines vermutlich vorkarolingischen Bauwerkes nachzuweisen (Fundamentgräben). So wird die Bedeutung von Eßlingen als eines Vororts der fränkischen Missionierung und Christianisierung bekräftigt, welche bisher nur daraus zu schließen war, daß der im Jahre 784 verstorbene Abt Fulrad 777 das fränkische Königskloster St. Denis als Erben der Eßlinger Vitaliszelle (welche er von dem Alamannen Hafti erhalten hatte) einsetzte. Es darf nunmehr als sicher gelten, daß die spätere Brückenstadt Eßlingen schon damals an einer Hauptlinie des Verkehrs (mit Neckarfurt) lag und zu den Stationen gehörte, mit denen St. Denis wichtige Positionen im Alamannenland besetzt hielt. Eine Schutzurkunde von 866 nennt darum auch den Eßlinger Markt mit einem St. Denis gehörenden Zoll. Schließlich kommt die Vitaliszelle, deren Patrozinium auf den hl. Dionysius (St. Denis) wechselt, in schwäbischen Herzogsbesitz und an die Staufer. Dr. Fehring schloß seine Ausführungen mit einer von Prof. Dölker unterstrichenen Warnung vor wilden Ausgrabungen.

In den schönen Räumen des Bürgersaals im Alten Rathaus folgte sodann die Mitgliederversammlung, die der Vorsitzende, Oberbaurat i. R. W. Kittel, leitete. Sie wurde durch ein Gedenken an die Toten des Berichtsjahres eröffnet, unter denen Ehrenmitglied Kunstmaler Strich-Chapel mit dem Ausdruck besonderer Dankbarkeit genannt wurde; auch an den verstorbenen Dr. Thewes, Saarbrücken – den Mitgliedern durch seine vielseitig heimatkundlichen Führungen wohl bekannt – wurde erinnert. Allen, die am Zustandekommen und guten Gelingen der zahlreichen Veranstaltungen mitwirkten, engeren und weiteren Mitarbeitern und Mitwirkenden, aber auch Mitgehenden und Zuhörenden galt der besondere Dank des Vorsitzenden. Sie wurden als die Träger des eigentlichen Vereins „Lebens“, über die Zeitschrift hinaus, bezeichnet. In diesem Zusammenhang wurde der großen und kleinen Veranstaltungen gedacht, mit denen insgesamt rund 6000 Frauen und Männer erfaßt wurden. Die Gesamtzahl der Mitglieder beträgt etwa 8100; der Zuwachs vollzieht sich jetzt langsam aber stetig. Mancher Zugang ist der Werbung von Mitgliedern zu danken.

Nach wie vor ist die Herausgabe der „Schwäbischen Heimat“ eines der Hauptmittel der Vereinswirkung, freilich auch eine der Hauptorgen des Vorstandes. In dieser Verbindung wurde dem Kultusministerium für

seinen vor allem für die Zeitschrift bestimmten Förderungsbeitrag, ebenso dem Verlag W. Kohlhammer, gedankt.

Der Grundbesitz des Bundes vergrößerte sich im Berichtszeitraum um rund 2 ha; der Gesamtbesitz an Grundstücken beträgt rund 100 ha. Es handelt sich dabei ausschließlich um Flächen, bei denen die Eigentumsrechte des Bundes Natur- und Landschaftsschutzzwecken dienen sollen. Freilich geht es dabei nicht nur um Fragen des Erwerbs, sondern auch der Behandlung. Allen denjenigen, welche sich für die Pflege solcher Gebiete zur Verfügung stellten, wurde herzlicher Dank gesagt.

Besondere Anerkennung wurde den Vertrauensmännern des Bundes zuteil. Sie sollen gegen Ende dieses Jahres zu einer Besprechung über Fragen der Arbeit in den Ortsgruppen zusammengerufen werden. Als neue Vertrauensmänner wurden gewonnen: Studienrat Bäuerle für Laichingen, Redakteur d'Angelo für Künzelsau, Forstmeister Neunhöffer für Schöntal. Kurz wurden etliche aktuelle Fragen des Heimatschutzes, die den Bund beschäftigten, behandelt. In bezug auf die Kanalisierung des Hochrheins und die Industrialisierung des Bodenseeraumes wurde ausgeführt: „Der Bund hat aktiv bei einer Gründung der Arbeitsgemeinschaft zum Schutz von Hochrhein und Bodensee mitgewirkt, weil er der Überzeugung ist, daß überwiegende Interessen des Gemeinwohls für die Erhaltung des Hochrheins und des Bodensees als Erholungsgebiet und Reinwasserspeicher sprechen, und daß – nur unter Verzicht auf die Kanalisierung – alle Maßnahmen der Siedlungsentwicklung und des Verkehrsausbauens diesem Ziele untergeordnet werden können, wozu vor allem auch der Ausbau wirksamer Kläranlagen gehören muß.“ – Der Bund wurde erneut zu einer Besichtigung am Dettinger Hörnle gezogen und hatte dabei Gelegenheit, eine ablehnende Stellung gegen die ausgedehnten Abbauwünsche der Zementwerke zum Ausdruck zu bringen. Er hat die zwingenden Gründe, die gegen weitere Eingriffe ins Landschaftsbild sprechen, dem Kultusministerium auch noch schriftlich dargelegt. – Gegen die Verbreiterung der Schloßstraße in Ludwigsburg haben verschiedene Vorstandsmitglieder, sei es aus Gründen der Denkmalpflege, des Städtebaus oder des Naturschutzes (Alleen) Stellung genommen. Der Vorsitzende gehört dem damit befaßten Gutachterausschuß der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung an. – Wegen des geplanten Hochhauses in Leonberg darf auf die Betrachtung in Heft 2/1961 der „Schwäbischen Heimat“ verwiesen werden. – Hinsichtlich der Pliensaubücke Eßlingen unterstützt der Bund die Vorschläge, welche Prof. Hanson im gleichen Hefte machte. Er hofft, daß die Stadt Eßlingen alles tun wird, um die sinnvolle Erhaltung und sinnvolle Verwendung der Pliensaubücke zu erreichen.

In seinen weiteren Ausführungen ging der Vorsitzende auf die Zusammenarbeit mit anderen Vereinigungen ein. Es wurde dabei deutlich, wie systematisch das System der „Tuchföhlung“ ausgebaut wird.

Mit den Worten „Wer tut, was er kann, ist wert, daß er lebt“ schloß der Vorsitzende seine von den Versammelten mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Ausführungen.

Schatzmeister Notar Auwärter und Kassenprüfer Postamtman n a. D. Anton Casper erstatteten ihre Berichte, die anwesenden Mitglieder erteilten die beantragte Entlastung; der Vorsitzende dankte ihnen herzlich für ihre aufopfernde Arbeit im Dienste des Bundes und seiner Sache.

Beifällig nahm die Versammlung auf, daß der fürstl. hohenlohesche Archivrat Karl Schumm in den Vorstand aufgenommen wurde. Mit Genugtuung wurde die Ernennung von Vorstandsmitglied Direktor Dr. W. Fleischhauer zum Honorarprofessor der Universität Tübingen sowie von Dr. Ernst Müller zum Ehrendoktor der ev. theol. Fakultät der Universität Mainz und zum Ehrensenator der Universität Tübingen zur Kenntnis genommen. Vorstandsmitglied Walther Grenzmer wurde aus Anlaß seines 70. Geburtstages ob seiner Verdienste um die Denkmalpflege in Hohenzollern das große Bundesverdienstkreuz verliehen. Einstimmig, ohne Enthaltung, wurde der Genannte auf Grund wiederum einstimmigen Beschlusses des Vorstandes von der Mitgliederversammlung zum Ehrenmitglied ernannt. Schließlich wurde Dr. Graf Adelman n von Adelman nsfelden auf die Dauer von drei Jahren zum stellv. Vorsitzenden, einstimmig ohne Enthaltung, wiedergewählt.

Zum Beschluß erhoben wurde, daß der Schwäbische Heimatbund bei den zuständigen Stellen für eine beschleunigte Behandlung des Denkmalschutzgesetzes eintritt. Dabei wurde vor allem hingewiesen auf die zunehmende Beseitigung von Bodendenkmälern sowie auf die Tatsache, daß die Württ. Bauordnung mit ihren Denkmalschutzbestimmungen durch die Bundesbauordnung außer Kraft gesetzt wird, in der keine derartigen Bestimmungen enthalten sind. Die Bundesbauordnung ohne Denkmalschutzgesetz wurde als eine schwere Gefahr für die Kulturdenkmäler unserer Heimat bezeichnet.

Der Abendvortrag von Oberbaurat Dr. Peter Pohl „Von der alten Reichsstadt zur Industriestadt“ in der Staatlichen Ingenieurschule nahm wiederum den „roten Faden“ der Tagung auf. Wir verweisen bezüglich seines Inhalts auf den gleichthematischen Aufsatz in Heft 3/1961 der „Schwäbischen Heimat“. Mit Recht bezeichnete der Vorsitzende in seinen abschließenden Worten den Städtebau der Gegenwart als eine Frage der Heimatpflege. Es wurde gesagt „Wenn wir von Heimat sprechen, so sollten wir darunter nicht nur alte Brücken, Burgen, Kirchen und Häuser verstehen, sondern dabei das lebend sich entwickelnde Ganze, als Organismus, im Auge haben“. Man wird darauf hinweisen dürfen, daß es dabei nicht nur um die Anlegung von Wohn- und Industrievierteln geht, sondern zugleich um die richtige Placierung der den gemeinsamen höheren Zwecken der

Wohnenden dienenden Bauten – Kirchen und Schulen vor allem –; damit Städtebau mehr sei als eine maschierte Formung von Wohnzwecken, nämlich Ausdruck des Gemeinwesens im umfassend menschlichen Sinne. Darüber hinaus wäre zu wünschen, daß solcher „organische“ Städtebau nicht nur auf die Ordnung der räumlichen Lebensbeziehungen bedacht sei, sondern Gemeinschaft auch als eine Erscheinung des Geschehens in der Zeit auffaßt, somit als Geschichte und dies unter behutsamer Schonung wertvoller überlieferter Formen. Als eine Gefahr hierfür mag mancher Zuhörer die geplante Ringstraße empfunden haben.

Die Feierstunde am Sonntag, 11. Juni, besaß im Stadttheater Eßlingen den angemessenen Raum. Einen würdigen Rahmen der Gesamtveranstaltung bildete die von Prof. Hans Arnold Metzger geleitete und vorzüglich gebotene Kammermusik mit Helga und Dagmar Buschmann, Dagobert und Roland Metzger, wobei der herzoglich württembergische Hofkapellmeister Theodor Schwartzkopf (Suite B-Dur für Oboe, Violine, Viola und Cembalo), ferner die Franzosen Jean Marie Leclair (1679–1764) und Jacques Ibert (geb. 1890) zu hören waren. Nach der Begrüßung durch den Vorsitzenden ergriff Ministerialrat Holch als Vertreter des Herrn Innenministers das Wort. Ihm folgte Stadtrechtsrat Dr. Ohlsen, der im Namen von Herrn Oberbürgermeister Dr. Roser den herzlichen Willkommengruß der Stadt entrichtete. Ihm konnte der Vorsitzende für vielfachen Beistand danken. Den Festvortrag hielt Prof. Dr. Hans Martin Decker-Hauff. Dem Thema „Eßlingen und St. Denis“ entsprechend, vermittelte der Vortragende an Hand von Lichtbildern zunächst eine lebendige Vorstellung des fränkischen Königsklosters, um sodann auf die Beziehungen zwischen diesem und Eßlingen näher einzugehen (siehe oben). Besonders wichtig waren seine Ausführungen über den Zeitpunkt der Trennung der Vitaliszelle vom Mutterkloster St. Denis, die von der Forschung in die späte Karolingerzeit gesetzt wird. Er erinnerte in diesem Zusammenhang an die neuerdings durch Elisabeth Nau in den Eßlinger Studien (Band 6/1960) ins Licht gestellten, von ihr berichtigten und ergänzten, numismatischen Forschungsergebnisse, wonach mindestens zur Zeit Ludwigs des Frommen in Eßlingen eine königliche Münzstätte bestanden haben dürfte. Durch Pfennige vom Herzog Liutolf, des ältesten Sohnes Ottos des Großen (949–954 Herzog) ist Eßlingen jedoch als herzoglich schwäbische Münzstätte nach-

gewiesen, so daß es nicht wundernehmen kann, daß wir Eßlingen um 1106 in herzoglich staufischer Hand finden. Für die Beurteilung der dazwischen liegenden Zeit ist wichtig, daß Eßlinger Pfennige, welche den Namen Königs Heinrich II. und des hl. Vitalis tragen – sie werden in größerer Zahl im Norden gefunden –, nach E. Nau im 1. Viertel des 11. Jahrhunderts von der Zelle St. Vitalis geprägt worden sein könnten, die nach der Mitte des 11. Jahrhunderts sogar Pfennige Straßburger Schlags geprägt zu haben scheint. Aber noch von einer anderen Münze fällt Licht auf die frühmittelalterliche Geschichte Eßlingens: der „Anshalm“-Denar könnte von einem Pfalzgrafen dieses Namens („Leitname“ der Tübinger und Nagolder Grafen) gleichzeitig mit den erwähnten Heinrich/Vitalis-Pfennigen geschlagen worden sein. In diesem Pfalzgrafen vermutet E. Nau den Vogt des Klosters der Vitaliszelle. Ob St. Denis, das 1147 durch seinen späteren Abt Odo die Rückgabe der Vitaliszelle an St. Denis zu erreichen suchte, noch gewisse Rechte an dieser besaß, mag dahingestellt bleiben.

Ein großes gemeinsames Mittagessen, zu dem die Stadt den Eßlinger Wein gestiftet hatte, vereinigte die Teilnehmer noch einmal im Bürgersaal. Am Nachmittag fanden verschiedene Führungen statt, die durchweg gut besucht waren. Prof. Dr. H. Dölker deckte in einer Fahrt „Schurwald-Neckartal-Filder“ die Grundlagen der jeweils verschiedenen Raumordnungen dieser Sonderlandschaften auf. Oberbaurat Dr. Pohl gab in den Außengebieten der Stadt Erläuterungen zu den bereits in seinem Vortrag angeschnittenen Fragen der neueren Siedlungen. Dr. Fehring führte zweimal durch die Ausgrabungen der Dionysiuskirche. Prof. Lempp und Dr. A. Schahl führten durch die Kirchen der Stadt (Frauenkirche, Dominikaner- und Franziskanerkirche). Prof. Hans Arnold Metzger gab in der Frauenkirche eine kleine, in der Registrierung feinfühlig und im Vortrag saubere und klare Orgelmusik. Und schließlich hatte sich auch an dieser Tagung das Grußwort Ludwig Finckhs erfüllt: „Jeder Tag wird Geschichte“.

Studienfahrt nach Nordtirol

Wir verweisen nochmals auf die Möglichkeit des Anschlusses an die von der Heilbronner Ortsgruppe vom 30. 9. bis 4. 10. geplante Studienfahrt nach Nordtirol (vgl. Heft 3/1961, S. 136).